

Einblicke

F O R S C H U N G S M A G A Z I N D E R
C A R L V O N O S S I E T Z K Y U N I V E R S I T Ä T O L D E N B U R G



Wovon das
Schlafzimmer
ein Zeichen ist

... UND WEITER IN DIESER AUSGABE: ■ LIBERALE DROGENPOLITIK ZWISCHEN PROHIBITION UND LEGALISIERUNG ■ ZUR RUSSISCHEN PHILOSOPHIE DER GEGENWART ■ EINE "SCHULE FÜR GEISTIG NICHT NORMAL ENTWICKELTE KINDER" ■ NACHWACHSENDE ROHSTOFFE UND ELEKTROCHEMIE: NEUE ERGEBNISSE ■ LEBENSGESCHICHTLICHE CHANCEN DURCH BERUFLICHE REHABILITATION?

Wir machen den Weg frei



 Raiffeisenbank Oldenburg eG

Ammerländer Heerstraße 114-118, Tel.: 04 41/9 72 99 00

EINBLICKE NR. 23

FORSCHUNGSMAGAZIN DER
CARL VON OSSIETZKY UNIVERSITÄT OLDENBURG

Wovon das Schlafzimmer ein Zeichen ist	4
Libérale Drogenpolitik zwischen Prohibition und Legalisierung	8
Zur russischen Philosophie der Gegenwart	12
Eine „Schule für geistig nicht normal entwickelte Kinder“	16
Nachwachsende Rohstoffe und Elektrochemie	21
Lebensgeschichtliche Chancen durch berufliche Rehabilitation?	24
Universitätsgesellschaft	27
Promotionen + Habilitationen	28
Abstracts	30

Erfolg vor dem Sturm

Wir sind so stolz darauf, daß wir alle an einem Strang ziehen, merken aber nicht, daß der Strang um unseren Hals liegt“, bemerkte der Chemiker Siegfried Pohl in der Januar-Sitzung der Senats der Universität Oldenburg, als es wieder einmal darum ging, in einem Konsensverfahren die von der Landesregierung auferlegten Einsparungen auf die einzelnen Bereiche in der Universität umzulegen. Pohls drastisches Bild ist keineswegs übertrieben, zumal, wie es scheint, die Sparwellen der vergangenen zwei Jahre nur den Beginn eines großen Sturms anzeigen. Die Regierung verheißt gar einen Orkan. Nach jetziger Beschlußlage soll das Wissenschaftsministerium 450 Millionen Mark von seinem Vier-Milliarden-Etat ab 1997 streichen. Niemand mag diese Zahlen so recht ernstnehmen, doch wenn letztlich auch nur ein Viertel davon bleibt, kann nicht mehr nach dem Motto verfahren werden: „Überall ein bißchen weniger.“ Schließung von ganzen Hochschulstandorten in Niedersachsen, zumindest aber von Fachbereichen und Fächern, wären die Folgen.

In solchen Momenten besteht leicht die Gefahr, daß Erfolge unter den dunklen Wolken des heranziehenden Unwetters verschwinden. Auch in Oldenburg ist das so. Vielen ist bis heute nicht bewußt, daß die Universität das erfolgreichste Jahr ihrer jungen Geschichte hinter sich gebracht hat. 1995 fuhr sie die Ernte planvoller Arbeit vergangener Jahre ein - wohl gerade noch rechtzeitig:

- Der Wissenschaftsrat gab den Weg frei für das neue Hörsaalzentrum;
- Niedersachsen und Bremen einigten darauf, das Hanse-Wissenschaftszentrum in Delmenhorst zu bauen;
- das für 150 Mitarbeiter ausgerichtete Gebäude für das Informatik-Institut OFFIS wurde fertiggestellt;
- das Wissenschaftsministerium genehmigte Philosophie und Jüdische Studien als eigenständige Studiengänge.

Doch damit nicht genug. Ende des Jahres erhielt die Universität zusammen mit der Universität Bremen durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft einen Sonderforschungsbereich "Neurokognition" zugesprochen. Für die in diesem Großprojekt arbeitenden Biologen, Physiker und Psychologen bedeutet das eine mindestens sechs Jahre lange finanzielle Förderung ihrer Forschung durch die DFG.

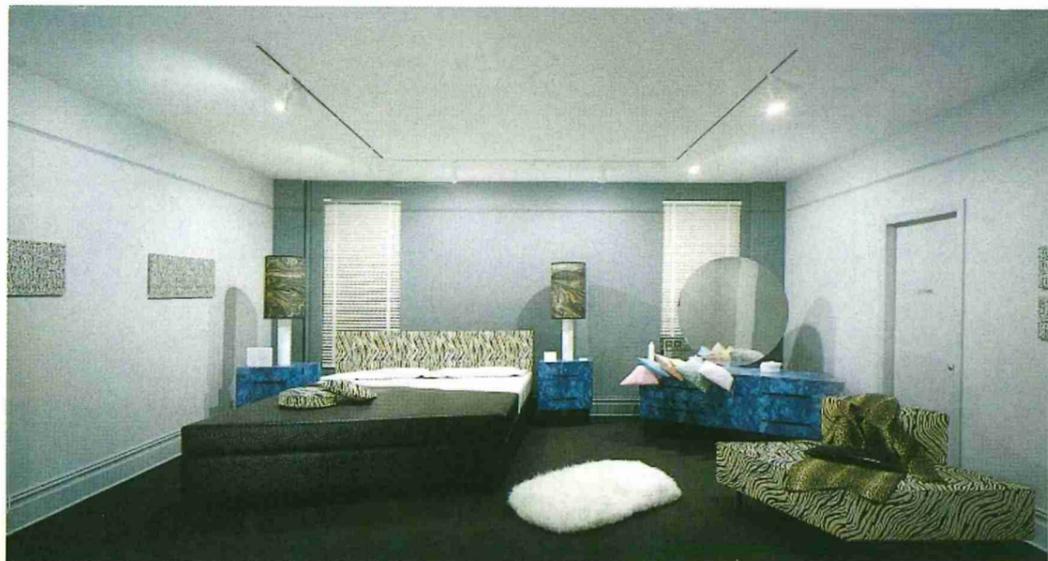
In dem Sturm, der die Hochschullandschaft in den letzten Jahren dieses Jahrtausends heimsuchen und sie ganz zweifellos tiefgreifend verändern wird, sind diese Erfolge wichtige Stützpfeiler, um das Haus der Universität Oldenburg in seiner jetzigen Größenordnung zu erhalten bzw. Voraussetzungen für den Ausbau zu schaffen. Letzteres scheint angesichts der Finanzlage der öffentlichen Hand zwar illusorisch. Doch die Landesregierung steht nach wie vor im Wort, einen Fachbereich Ingenieurwissenschaft an der Universität einzurichten. Diese Investition, darin sind sich Hochschule, Politik, Wirtschaft und Gewerkschaften einig, braucht die ökonomisch schwache Region als wichtigste Infrastrukturmaßnahme der kommenden Zeit.

Gerhard Harms

Wovon das Schlafzimmer ein Zeichen ist

von Thomas Jung und Stefan Müller-Doohm

In der 'Erlebnisgesellschaft' ist die Art und Weise des Wohnens ein wichtiges Feld der alltagsästhetischen Selbstinszenierung. In diesen Prozeß des 'Impression Management' ist längst auch die Gestaltung des Schlafzimmers hineingezogen worden. Deshalb gilt selbst für diesen Intimbereich der Satz: "Sag mir, wie Dein Schlafräum gestaltet ist, ich sage Dir, wer Du bist." Allerdings ist auch die Gestaltung des eigenen Lebensstils im Bereich der Schlafräumkultur gesteuert von der Angebotsseite und ihren Vermittlern: den Wohnzeitschriften, Einrichtungshäusern, der Werbung etc. Auf welche Weise diese Vermittlung von Lebensstilen geschieht, ist im Rahmen einer von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten kultursoziologischen Studie untersucht worden. Die Ergebnisse verraten, wovon das Schlafzimmer ein Zeichen ist.



Claes Oldenburgs
"Bedroom Ensemble -
Replica I", 1969, im
Frankfurter Museum
für Moderne Kunst

*"Wohnen heißt, Spuren hinterlassen. Im Interieur werden sie betont. Es entsteht eine Detektivgeschichte, die diesen Spuren nachgeht."
Walter Benjamin*

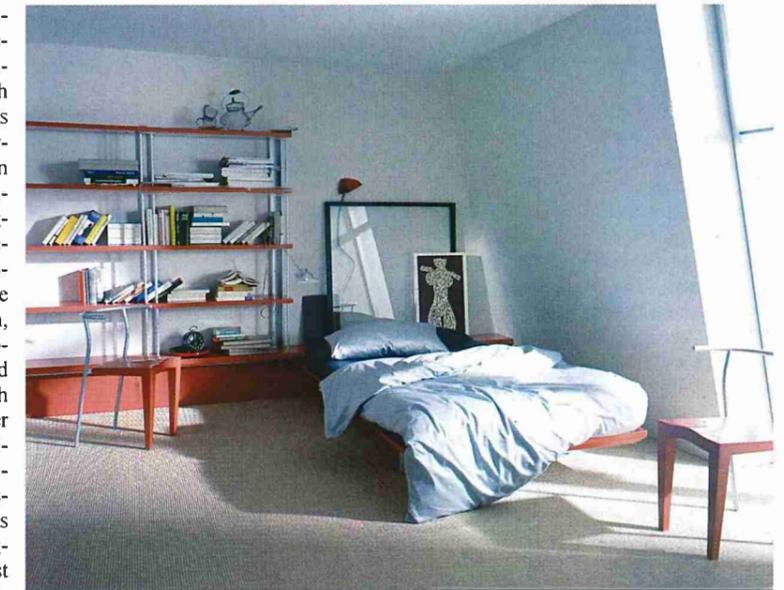
Wir haben uns als Kinder der Moderne längst daran gewöhnt, daß die Aufklärungswissenschaften, deren Spitze die Soziologie einnimmt, mit Tabus brechen, nicht nur gegen Vorurteilsstrukturen ankämpfen, sondern auch eingespielte Gewohnheiten in Frage stellen und die bewährten Selbstverständlichkeiten unseres Alltagslebens über den Haufen werfen. Was ist aber davon zu halten, wenn die Wissenschaft von der Gesellschaft, vollends haltlos geworden, in die Schlafzimmer unserer Privatwohnungen eindringt und sich zwischen Bett, Nachttisch und Kleiderschrank voyeuristisch zu schaffen macht? Bei aller Sympathie für die Vehemenz wissenschaftlicher Neugier ist diese Grenzüberschreitung des soziologischen Blicks des Guten zuviel.

Wegen dieser verständlichen Reaktion ist im Falle der Schlafzimmersoziologie unter allen Umständen Zurückhaltung und äußerste Vorsicht geboten. Denn das Schlafzimmer ist, so belehrt seine Kulturgeschichte, traditionell eine Stätte höchster Intimität, ein häuslicher Bereich, den man jedenfalls seit der Durchsetzung der bürgerlichen Privatheit vor den neugierigen Zugriffen der Außenwelt schützt. Seit wann gibt es das Schlafzimmer als separaten Raum, der sich hinsichtlich seiner Bedeutung beispielsweise vom Wohnzimmer, dem Arbeitszimmer, dem Kinderzimmer, der Küche und dem Bad unterscheidet? Im Mittelalter und bis in die späte Neuzeit hinein schlief das gemeine Volk relativ ungerührt, des Nachts in bunter Vielfalt, gemeinschaftlich an Plätzen, denen man keine besondere Aufmerksamkeit zollte und die deshalb jedermann zugänglich waren. Demgegenüber galt in der höfischen Gesellschaft des Absolutismus der Prozeß des Be- und Entkleidens sowie des Zubettgehens und der Morgentoilette als ein bedeutend repräsentativer Vorgang, den beispielsweise Ludwig XIV. mit großem Aufwand inszenierte bzw. inszenieren ließ. Es besteht unter Kulturhistorikern Übereinkunft darüber, daß das gewohnte Ideal eines Heims mit der funktional zweckbestimm-

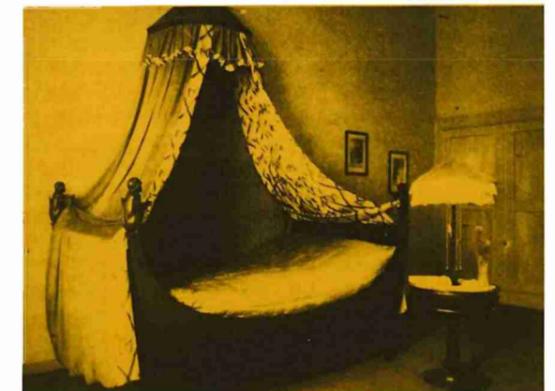
ten Standardunterteilung in Wohnen und Schlafen, Küche und Bad kaum älter als ein Jahrhundert ist. Als Lebenspraxis war das geregelte Wohnen im Privathaus lange Zeit Privileg der wohlhabenden Schichten, die sich eine Familie leisten konnten (wie neben dem Adel das Wirtschafts- und Bildungsbürgertum). Als Sozialreformer gegen Ende des letzten Jahrhunderts Vorstellungen über familiengerechtes Wohnen entwickelten und Mindestgrößen für Innenräume bestimmten, setzte sich langsam die räumliche Separierung des Schlafbereichs gegenüber dem Wohnbereich als Norm durch. Die großbürgerliche Lösung, für den Herrn, die Dame und die Kinder jeweils eigene Schlafmöglichkeiten vorzusehen, galt als Luxus. Wohnkultur ist nicht zuletzt von den ökonomischen Spielräumen abhängig, die schichten- und milieuspezifisch differieren. Insofern verdankt sich auch die Schlafkammer oder das Schlafzimmer einem mit der Moderne einsetzenden Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozeß. An dessen Ende steht mit der Wohlstandsgesellschaft die Individualisierung, die eine ausschlaggebende Bedingung für die Privatisierung des Schlafens in einer von bürgerlichen Leitbildern geprägten Wohnraumkultur ist. Psychohistorisch gesehen ist das eigene Bett in den eigenen vier Wänden langfristig Resultat des von Norbert Elias beschriebenen Zivilisationsprozesses. Dieser geht nicht nur mit der Trennung zwischen Öffentlichkeit und Privatsphäre sowie mit einer rationalen Lebensführung und Affektkontrolle jedes einzelnen einher, sondern führt auch zu einer allgemeinen Sensibilisierung des Individuums gegenüber seinesgleichen und damit zu immer engeren Grenzziehungen hinsichtlich persönlicher Schamgefühle. Von diesem Zeitpunkt an gilt: Wer Schlafzimmer sagt, sagt auch Intimität. Im Schlafzimmer hat der Fremde nichts zu suchen. Dort hält sich die Privatperson nur selber auf, und dies zu jeweils festgelegten Stunden, in denen man im Nachtgewand zu Bett geht, ins eigene natürlich, um ungestörten Schlaf zu finden, den allenfalls die „süßen Träume“ begleiten dürfen. Genauer: Gegenüber der öffentlichen Außenwelt hebt sich die Innenwelt der privaten Häuslichkeit ab, in der sich intern die vor den Blicken anderer geschützten Orte des Intimen ausdifferenzieren, und zwar in deutlicher Abgrenzung zu den Räumen für Repräsentationszwecke sowie für das Leben der Familie als Ganzes.

Das bürgerliche Schlafzimmer

Diese Tatsache, daß das Schlafzimmer die Bedeutungszuschreibung als Raum höchster Intimität innerhalb der häuslichen Innenwelt erhält, läßt sich jedoch keineswegs ausschließlich darauf zurückführen, daß die von ihren Alltagsgeschäften ermatteten Körper und Geister an diesem Ort ihre verdiente Nachtruhe finden und tun, was der Raum seinem Namen nach vorschreibt: schlafen. Zwar wird im Schlafzimmer zu festgelegten Zeiten zu Bett gegangen, eine Tätigkeit, der die Gattung Mensch gut ein Drittel ihrer Lebenszeit opfert, aber dieses so zeitaufwendige Zubettgehen ist in gar nicht so seltenen Fällen ein Mittel zu ganz anderen Zwecken: des Beischlafs. Eine Einsicht, die kaum soziologischen Scharfsinn verlangt. Weil vorzugsweise in der bürgerlichen Ehegemeinschaft Schlaf und Beischlaf örtlich gesehen - eine Einheit darstellen, bleiben nicht nur die Türen dieses speziellen Raums geschlossen, sondern sein Interieur muß zwei der Erscheinung nach gegensätzlichen Verhaltensweisen Rechnung tragen: der jeweils störungsfreien Passivität des Schlafens und der Aktivität des Geschlechtsakts. Folglich darf erwartet werden, daß sich



Schlafräumkultur der
Gegenwart und um die
Jahrhundertwende



in der Symbolik der Schlafräumkultur die komplizierte Polarität dieser doppelten Zweckbestimmung spiegelt. Trotz dieses Passiv-Aktiv-Gegensatzes von Schlaf und Beischlaf ist diesen geschützten Verhaltensweisen im Schlafzimmer etwas gemeinsam: die letztendlich regenerative Funktion, im einen Fall die Erhaltung der individuellen Arbeitskraft, im anderen die Erhaltung der Generationenabfolge, damit der Gattung insgesamt.

Die örtlich organisierte und sozial ausgestaltete Einheit von Schlaf und Beischlaf macht die Soziologie des Schlafzimmers auf der einen Seite zu einem spannenden Forschungsfeld. Denn es gilt herauszufinden, in welchem Beziehungsverhältnis die sozialen Handlungsweisen der individuellen Regeneration und der Sexualität stehen und vor allem, welche symbolischen Ausdrucksformen diese beiden zentralen Lebensweisen in der kulturellen Gestaltung des Schlafräuminterieurs gewinnen. Auf der anderen Seite ergeben sich enorme methodische Probleme bei der Datengewinnung. Denn wegen der doppelten funktionalen Nutzung des Schlafzimmers sowie seiner Bedeutungszuschreibung als Ort der Intimität verbietet sich die in der empirischen Sozialforschung bewährte Methode der teilnehmenden Beobachtung. Auch die probaten Befragungstechniken vermitteln nur sehr oberflächliche Einblicke, weil die interviewten Subjekte über ihr Schlafzimmeregehen nur das preisgeben, was sie für normativ erwünscht und/oder selbst für (gerade noch) mitteilenswert halten. Bei-

des dürfte von der sozialen Wirklichkeit weit entfernt sein. Wie läßt sich diesem Manko begegnen? Die Oldenburger Arbeitsgruppe „Kultur- und Kommunikationsforschung“ ist in ihrer Studie über „Lebensstile und Schlafraumkultur“ einen Weg gegangen, auf den sie von dem amerikanischen Environment-Künstler Claes Oldenburg gewiesen wurde. Im Museum für Moderne Kunst in Frankfurt am Main steht ein Werk dieses Künstlers, das den Titel „Schlafzimmer-Ensemble“ trägt.

Dieses Environment besteht zwar aus den klassischen Objekten wie Bett, Nachttischchen, Frisierkommode, aber die Gegenstände wirken wie funktionslose, tote Objekte. Der Künstler, der selbst die bewußte Sterilität seines Modells mit der Kälte eines Grabes in Verbindung bringt, hat sich bei dieser ästhetischen Verdichtung amerikanischer Schlafraumkultur von Werbeprospekten inspirieren lassen. Diese Inspirationsquelle des Künstlers eröffnet dem Soziologen eine faszinierende Perspektive. Ist es möglich, die bildlich und textlich inszenierte Schlafraumwerbung in repräsentativen Wohnzeitschriften, Beilagen und Katalogen von Möbelhäusern als Spiegelbild alltagsästhetischer Wunschvorstellungen derjenigen zu analysieren, die Schlafzimmern Möbel kaufen, Schlafzimmerräume gestalten und darin Zeiten ihres Tagesablaufs real verbringen? Die Antwort auf diese Frage kann positiv ausfallen, wenn man von zwei Voraussetzungen ausgeht. Erstens beschränkt sich eine solche Analyse von Schlafzimmerwerbung auf reine Botschaftsanalyse. Sie erkundet, wie das kodifizierte Wissen der Gesellschaft über Schlafraumkultur beschaffen ist, welche Geschmackskultur und welche Lebensstile als sozial vorbildlich und in diesem Sinne verbindlich gelten. Zweitens wird unterstellt, daß die Präsentation in den aufgestärktesten Zeitschriften für Wohnkultur in ihrer zielgruppenspezifischen Ausrichtung mit den Bedürfnisdispositionen derjenigen korrespondieren, die solche Lifestyle-Blätter als Ratgeber für ihre eigene Lebenspraxis konsultieren: Was sie dadurch sehen und lesen, ist selbst wieder ihrem eigenen Alltag entlehnt und steuert ihn zugleich in eine Richtung, in die die Möbelproduzenten mit den Möbelkonsumenten gehen möchten.

Wie man sich bettet ...

Die verschiedenen Werbeträger für Schlafraumkultur vermitteln keineswegs ein einheitliches Bild allgemein verbindlicher Einrichtungspraxis. Statt dessen werden Bilder im Plural präsentiert. Nachdem im Rahmen der Studie über Schlafraumkultur über 200 Text-Bild-Vorlagen überwiegend aus den stark verbreiteten Zeitschriften für Wohnkultur (z.B. 'Schöner Wohnen', 'Zu Hause', 'Architektur und Wohnen') mit einem ausgefeilten Interpretationsverfahren inhaltsanalytisch untersucht wurden, ergaben sich als ein erstes Analyseergebnis insgesamt zehn verschiedene Haupttypen von Schlafraumkultur: 1.: ökologisch orientierter Natürlichkeitstypus. 2.: erlebnisorientierter Spannungstypus. 3.: kreativ-avantgardistischer Typus. 4.: multifunktional-raumökonomischer Typus. 5.: klassisch-stilvoller Typus. 6.: modernistisch-antikontioneller Typus. 7.: konventionell-neomodischer Typus. 8.: biederrustikaler Typus. 9.: neuromantischer Typus. 10.: exotisch-transkultureller Typus. Trotz aller Heterogenität ist diesen Werbepäsentationen von Schlafraumkultur etwas gemeinsam: eine gegensätzliche Tendenz bzw. ein Spannungsverhältnis, das in unterschiedlichen Graden ausgeprägt ist. Auf der einen Seite halten die Inszenierungen an dem konventionellen Ensemble von Bett, Kleiderschrank und Nachttisch durchgängig fest, auch wenn in phantasievollen Formen neu kombiniert und

»Im Bett ist alles erlaubt«

(Außer Langeweile.)

das Bett ist nicht alles, was man braucht. Mit dem neuen Lifestyle-Bett von Betten Rid wird die Kombination von Liegen und Sitzen zum unverzichtbaren Bestandteil eines jeden Schlafzimmers. Das Bett ist nicht nur ein Ort zum Schlafen, sondern auch ein Ort zum Lesen, zum Fernsehen, zum Telefonieren, zum Essen und Trinken. Das Bett ist ein Ort, an dem man sich wohlfühlen kann. Das Bett ist ein Ort, an dem man sich entspannen kann. Das Bett ist ein Ort, an dem man sich verlieben kann.

Bett mit Schrank	1818,-
Bett mit Kommode	179,-
Bett mit Nachttisch	129,-
Bett mit Stuhl	139,-

Betten Rid



Zeitungswerbung für Schlafzimmer: "Im Bett ist alles erlaubt."

variiert wird. Auf der anderen Seite dominiert in den Schlafraumpräsentationen der Versuch, diese Zwecksetzung als geschlossener Bereich der Regeneration und Sexualität durch neuartige Gestaltungselemente zu verflüssigen oder möglichst ganz aufzuheben. Überpointiert ließe sich sagen, die zeitgemäße Schlafraumkultur dient immer weniger den 'Basic-Needs' des Schlafens. Das könnte ein Zeichen dafür sein, daß sich in der Gegenwartsmoderne ein Bedeutungsschwund der regenerativen Zeitmomente abzeichnet. Das bloße Schlafen, schon immer im Verdacht, verlorene Zeit zu sein, wird marginalisiert. Mit dieser Entfunktionalisierung des Schlafzimmers als Ruhestätte geht ein weiteres auffälliges Merkmal Hand in Hand: Die Schlafraumkultur enthält so gut wie keinen Hinweis darauf, daß dieser Ort, insbesondere das Bett, Stätte erotischer Annäherung und sexueller Begegnungen ist. Die Zeichensprache der Schlafraumkultur scheint in den Werbebotschaften jenes Tabu zu respektieren, das in der bürgerlichen Gesellschaft schon immer auf der Sexualität gelastet hat. Eine akribische Text- und Bildanalyse der aufgeführten zehn Haupttypen hat zu dem Befund geführt, daß die empirisch festgestellten Trends einer fortschreitenden Zweckentfremdung des Schlafzimmers als Refugium und einer Art Keuschheit der Symbolik des Interieurs in einer erstaunlichen Variationsbreite zum Ausdruck kommen. Dabei variiert natürlich auch die jeweilige Ausprägtheit dieses Trends. Am klarsten konnte er durch die Einzelfallanalyse des zweiten Prototyps, des „erlebnisorientierten Spannungstyps“ nachgewiesen werden.

Der erlebnisorientierte Spannungstyp

Auffällig ist bei diesem Werbebeispiel aus dem Katalog der Einrichtungsfirma Hülsta, daß nicht die Gestaltung des Schlafzimmers im Vordergrund der Anzeige steht, sondern die Person bzw. das, was sie repräsentiert. Das breite Doppelbett steht nicht im Dienste des privaten Rückzugs, sondern wird zur Bühne der Person, die zur gleichen Zeit mit dem Lesen der Zeitung, mit Trinken und Telefonieren beschäftigt ist. Die Person gestaltet aktiv das knappe Gut Zeit. Sie

ist ganz im Sinne der Leitmotive des Anzeigentextes als „modern-progressiver Erfolgsmensch“ Herr ihrer Zeit, die aus der klassischen Trennung von produktiver Tageszeit und reproduktiver Nachtzeit heraustritt. Das abgebildete Interieur hält sich nicht an die klassische Trennung von Schlaf-, Arbeits- und Wohnraum. Vielmehr gehen Tag- und Nachtraum ineinander über. Dem entspricht es, daß der Blick des Mannes im blauen Bademantel auf dem schwarzen Bett aus der Gegebenheit des Raums hinausgeht, folglich die Gegenwartsituation überschreitet, auf Zukünftiges gerichtet ist. Ganz im Einklang damit steht die halb sitzende, halb liegende Haltung der Person. Es ist der Reisende in der Nacht, für den Helligkeit und Dunkelheit aufgehoben sind, eine Person, die sich nirgendwo verortet. Für diese ist der Schlafraum kein intimer Rückzugsraum, sondern ein vorübergehender Ort in der luftigen Höhe ihrer Penthousewohnung. Kennzeichnend für diese und viele weitere Präsentationsweisen von Schlafraumkultur ist die völlige Ablehnung der für bürgerliche Lebensweise bestimmenden Trennung von Wohnraum und Schlafraum. So stellt eine andere, vom Bettenhaus Rid überregional verbreitete Anzeige für zeitgemäßen Schlafstil unter der Überschrift „Im Bett ist alles erlaubt“ den jungen Erfolgstyp im Lotterbett mit seinem Laptop dar, der Objekt all seiner sinnlichen Spielleidenschaft ist.

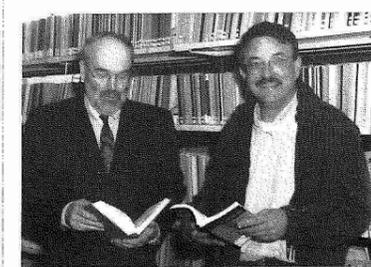
Im Bett ist alles erlaubt

Hier ist das Bett kein Zeichen von Intimität, sondern von zeitgemäßer Lebensführung, wie sie von progressiven Singlehaushalten praktiziert wird. Privatsphäre und öffentliche Sphäre sind eins. Außenorientierung geht vor Innenorientierung. Die Selbstverwirklichung steht ganz im Dienste einer Selbststilisierung. Damit geht einher, daß der integrierte Wohn-Schlafraum nicht mehr primär einen Status repräsentiert, vielmehr symbolisiert er die Art und Weise einer mobilen und modisch kompatiblen Lebensstilpraxis. Bei dem erlebnisorientierten Spannungstyp dient die Schlafraumkultur multifunktionalen Zwecken, und sie demonstriert zugleich und vor allem einen Lebensstil. Für diesen ist permanente Mobilität ausschlaggebend. Dazu paßt, daß alle im Bild dargestellten Raumelemente sich leicht umgruppieren und zu einem Arrangement zusammenstellen lassen. Es handelt sich um ein fast improvisiertes Wohnambiente, dem sich das Bett unauffällig einfügt. Alle Raumelemente konvergieren dahingehend, daß die Wohn-Schlafraumgestaltung den neuen kulturellen Wert der Offenheit, des Indiskreten ästhetisiert. Ähnliches läßt sich für den modernistisch-antikontionellen Typus sagen. Die als Prototyp ausgewählte Werbeanzeige der Firma „Magazine“ bildet, ohne Bezug auf einen Schlafraum und unter der Überschrift „Relax tonight“, einzelne Objekte collageartig in einer Fotomontage ab, wie beispielsweise farbige Aktenordner, Wecker, Halogentischlampe, Edelstahl-Kastenbett, Schreibtischsessel, Schiebetürschrank. Angesichts der Enträumlichung des dargebotenen Mobiliars dienen diese Objekte als beliebig arrangierbare und vielseitig verwendbare Raumausstattungs-elemente, die keiner spezifischen Raumgrammatik, etwa der eines Wohnzimmers oder eines Schlafzimmers, folgen. Der von den knappen Text- und Bildbotschaften suggerierte Stil ist der der postmodernen Stillosigkeit, die sich wiederum als neuer Stil des antikontionellen Einrichtens versteht. Dieser Wohnstil hält zu allen Häuslichkeitsmustern bewußt Distanz und ist auch nicht primär auf Wohnen und Schlafen bezogen. Er beschränkt sich vielmehr darauf zu 'relaxen', wie es im Idiom der Jugendkultur heißt. Angesichts der semantischen Kargheit im Hinblick auf Intimität ist dieses Werbebeispiel kaum als Schlafraumpräsentation zu identifizieren. Alles, was sich in den eigenen vier Wänden als subjektiv gestaltete Inschrift widerspiegeln könnte, ist zugunsten von Minimalfunktionen des Nüchterns ausgeschlossen.

Schlafraumkultur als Ausdruck von Lebensführungsansprüchen

Versucht man in einer Vergleichsperspektive aus dem analysierten Gesamtmaterial aller zehn Prototypen die zentralen Charakteristika herauszudestillieren, so zeigt sich hinsichtlich der Symbolisierung von Intimität, daß die Gestaltung der Schlafräume als elterliche Tabuzone an Bedeutung ganz eindeutig verloren hat. Vielmehr fungiert die Schlafraumkultur als Medium für die offensive Demonstration eines Lebensstilmusters. Die kulturelle Sprache des Schlafzimmers präsentiert sich so, daß minimale Intimitätsansprüche ununterscheidbar zusammenfließen mit lebensstil-orientierten Ansprüchen milieuspezifischen Wohnens, des Arbeitens, des Sichdarstellens entlang einer Lebenspraxis, in der sich ein Rest von Privatheit mit Präsentationswünschen vermischt. Kein Wunder, daß ein Anzeigentext mit dem Motto wirbt: „Laut Umfrage wollen 85 % der Bevölkerung mehr Abwechslung im Schlafzimmer“. Und in einem anderen Werbetext der Firma „Team sieben. Natürlich wohnen“ heißt es: „Unsere Gesellschaft hat gelernt, sich selbst mit Statusymbolen zu dokumentieren. Äußerlichkeiten erlangen eine überproportionale Wichtigkeit und sind Teil des modernen Lebensstils.“ Die Abwechslung im Schlafzimmer schlägt sich nicht zuletzt auch darin nieder, daß häufig um das im Hintergrund verschwindende Bett Telefon, Fernseher, Fax-Gerät und Computeranlage gruppiert sind. Was vormals eindeutig dem Wohnzimmer zukam, nämlich Statussymbole durch das Interieur zu dokumentieren, geht in einem immer stärkeren Maße in die Präsentationsformen des Schlafzimmers ein. Damit hat sich die alltägliche Nutzung des Schlafzimmers, zumindest auf der Ebene der medial vermittelten Konsumbildung, deutlich ausgeweitet: Arbeits- und Freizeitaktivitäten werden ins Schlafzimmer verlagert, es wird signifikant zum zusätzlichen Wohnbereich. Parallel zu dieser Verwohnlung des Schlafzimmers ist die Schlafraumkultur Ausdrucksform der spezifischen Art und Weise individuell gemeinter Lebensführungsansprüche. Die Symbolik des Schlafzimmers dient dazu, mittels Stilisierungsformen die Zugehörigkeit zu bestimmten milieu- und gruppenspezifischen Wertkontexten manifest zu machen. "Sag mir, wie Du wohnst, ich sage Dir, wer Du bist", dieser Anspruch auf Distinktion wird erstmals auch für die Einrichtung des Schlafzimmers zur Geltung gebracht. Das Styling der Schlafraumkultur ist ein Zeichen für die um sich greifende Ästhetisierung des Alltagslebens. Damit verliert dieser Raum seine ursprüngliche regenerative Funktionszuweisung und wohnkulturelle Bedeutungszuschreibung als Refugium hinter der Kulisse des gesellschaftlichen Lebens zugunsten von Selbstinszenierungswünschen, die kulturell geprägte Lebensstile und Geschmackspräferenzen zum Ausdruck bringen.

Die Autoren



Prof. Dr. Müller-Doohm (rechts), Soziologe mit dem Schwerpunkt Interaktions- und Kommunikationstheorie am Institut für Soziologie, erhielt 1974 den Ruf an die Universität Oldenburg. Seine Forschungsschwerpunkte sind derzeit Gesellschaftstheorie, Kultur- und Medienforschung.

Dr. Thomas Jung ist ebenfalls Soziologe an der Universität und Lehrbeauftragter sowie Mitarbeiter der Arbeitsgruppe Kultur- und Kommunikationsforschung.

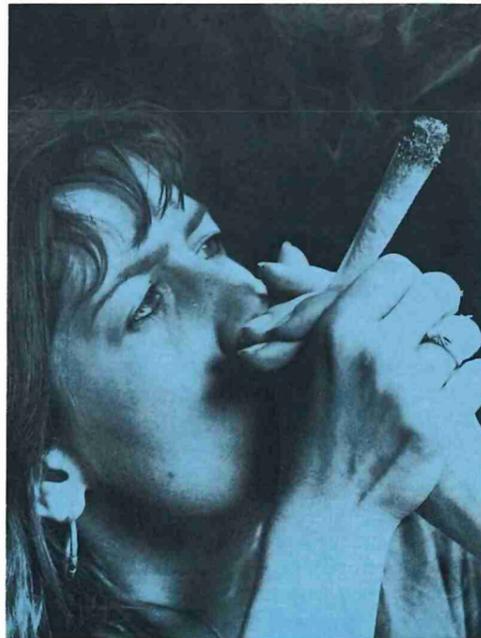
Liberaler Drogenpolitik zwischen Prohibition und Legalisierung

von Rüdiger Meyenberg

Wohin geht die Drogenpolitik in der Bundesrepublik Deutschland? Die Positionen, die verschiedene gesellschaftliche Gruppierungen beziehen, gehen weit auseinander: von der Legalisierung auch harter Drogen bis hin zu drastischeren Maßnahmen, um eine Einschränkung des Konsums zu erreichen. Der Autor des Artikels plädiert selbst dafür, einen pragmatischen, nicht von weltanschaulichen Grundsatzpositionen gepflasterten Weg zu gehen, denn Ziel jeglicher Drogenarbeit und -politik sei die Vorbeugung insbesondere bei Jugendlichen.

Wir alle wissen, daß der Schlüssel zur Reduzierung der Drogenverbreitung in der Nachfrage liegt; deshalb sind alle Politiken, die auf eine Angebotsreduzierung (supply-reduction) setzen, zum Scheitern verurteilt. Doch über die Nachfrage, deren Ursachen, Erscheinungsformen, Folgen und das Wechselspiel mit dem Drogenmarkt und der Drogenpolitik wissen wir sehr wenig. Es gibt im Bereich des Drogengebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland erhebliche Forschungsdefizite. Doch der bloße Glaube an eine Verbesserung der Situation durch mehr Forschung an sich oder in bestimmten Bereichen, reicht nicht aus. Eine der wichtigsten Gründe für ein mögliches Versagen der bisherigen Forschung liegt in der falschen Wahrnehmung des Drogenproblems. Bislang dominierte eine Betrachtungsweise, die den Akzent auf die Drogen einerseits und die Person andererseits legte, die Person hierbei aber als isoliertes und nicht als gesellschaftlich eingebundenes Individuum begriff.

Entsprechend wurde der Drogengebrauch fast ausschließlich als Problem somatischer und psychischer Gesundheit wahrgenommen. Die sozialen Einflußfaktoren, die maßgeblich über den Einstieg in den Drogengebrauch und die Fortsetzung des Drogengebrauchs bestimmen, blieben ausgeblendet. Ausgeblendet blieben auch die sozialen, informellen Regelungsmechanismen, die das Verhalten z.B. der Subkultur bestimmen (vgl. Reuband: Forschungsdefizite im Bereich des Drogengebrauchs, in: Sucht, Nr. 93(1993) S. 48-57). Wenn wir das Drogenproblem besser verstehen und die Drogenpolitik auf eine nationalere Grundlage stellen wollen als bisher, brauchen wir besondere finanzielle Anstrengung für eine Grundlagenforschung, die in erster Linie eine sozialwissenschaftliche Forschung sein muß. Die epidemiologische Ausbreitung der Drogensucht verzeichnet auch weiterhin Zuwächse; vor allem die Zahl der Neueinsteiger steigt. Auf hohem Niveau bewegt sich die Zahl der Drogentoten (ca. 1.438 1995). Obwohl der Begriff "Drogen" in der Bevölkerung zunächst die ille-



Die bisherigen drogenpolitischen Konzepte hat die Zahl der Abhängigen nicht verringert. Im Gegenteil...

galen Drogen meint (Haschisch, Marihuana, Heroin, Extacy, Kokain), rücken die legalen Drogen wie Alkohol, Tabakwaren, Medikamente, aber auch die stoffungebundenen Süchte wie Spielsucht und Essstörungen immer stärker ins öffentliche Bewußtsein. Auch hier werden starke Zuwächse verzeichnet. Trotz dieser hohen Zahlen gibt es in der Bundesrepublik zu wenig Therapie-, vor allem Entgiftungsplätze; aber auch die Erfolgsquoten in der Therapie liegen nicht höher als zwischen 10 und 30 %.

Akzeptierende Drogenarbeit

Bzüglich des Umgangs mit illegalen Drogen und Drogensüchtigen haben wir es in der Bundesrepublik bei Politikerinnen und Politikern, aber auch in der übrigen Öffentlichkeit mit einem gespaltenen Bewußtsein zu tun. Eine Gruppe (Prohibitionisten) fordert die Beibehaltung des jetzigen sehr harten Drogengesetzes, das den Erwerb, Besitz, den Handel verbietet und unter schwere Strafe stellt (bekanntlich ist der Konsum nicht strafbar). Nur wer sich als Abhängiger in eine Therapie begibt, also abstinent

von Drogen leben will, kann von Strafe verschont bleiben (§ 35 Abs. 1 Betäubungsmittelgesetz (BtMG)). Auch kann heute unter bestimmten Umständen vor dem Hintergrund des Urteils des Bundesverfassungsgerichts der Erwerb bzw. der Besitz von Drogen in geringen Mengen zum Zwecke des Eigenverbrauchs straffrei bleiben (§ 31a BtMG). Darüber hinaus werden vom Staat "Modellversuche" initiiert, die in der Hauptsache zum Ziel haben, die AIDS-Verbreitung dadurch zu unterbinden, indem die Drogen durch ein - vom Staat/der Krankenkasse bezahltes - anderes Suchtmittel, z.B. Methadon substituiert werden. Häufig werden auch andere Arzneimittel dafür verwendet (Kodein, Remadacen). Eine zweite Gruppe will vor dem Hintergrund der geringen Therapieerfolgsquote, aber auch, weil Drogenabhängige den Weg aus ih-

rer Sucht nicht alleine bewerkstelligen können, das Gebot der Abstinenz aufgeben und Süchtigen mit ihrem Drogenkonsum helfen; hier hat sich der Begriff der "akzeptierenden Drogenarbeit" eingebürgert. Vor allem soziale Einrichtungen wie Kirchen, Drogenhilfeeinrichtungen, Selbsthilfegruppen halten Aufenthaltsplätze für Süchtige vor, wo sie essen, sich duschen und pflegen können, wo also die sozialen Auswirkungen ihrer Situation gelindert werden (harm-reduction). Solche Anlaufstellen sind aber auch Orte für schlichte Kommunikation, für Problemlösungen, evt. auch Beratungen für den "Ausstieg". Ihr Ziel ist es, Drogenabhängige psychosozial zu betreuen. Sie vermitteln - sofern möglich - auch Wohnungen und bezahlte Arbeit.

Hinter einem solchen Drogenhilfekonzepth verbirgt sich auch zunehmend die Erkenntnis, daß die Drogensucht im Lebenslauf eines Individuums eine bestimmte Phase kennzeichnet, aus die der Betroffene langsam herauswachsen muß. Der Abschnitt der Drogensucht soll deshalb so gesundheitsverträglich und risikoarm wie möglich gehalten werden.

Drogenpolitik: Entkriminalisierung

Diese Gruppe will auch in der Drogenpolitik Veränderung; eine "akzeptierende Drogenpolitik" bedeutet für sie die Entkriminalisierung der "weichen" illegalen Drogen, das heißt aber nicht, daß der Konsum allgemein legalisiert wird; der Besitz bzw. Erwerb soll nur eine Ordnungswidrigkeit bleiben. Weiche und harte Drogen sollen getrennt werden!

Obwohl es heute ca. eine Million Haschischraucherinnen und -raucher in der Bundesrepublik gibt, ist der Erwerb/Besitz bzw. Handel von Cannabisprodukten nach wie vor, wie übrigens auch in den Niederlanden, illegal. Haschisch ist heute für jedermann leicht zu besorgen. Erst vor dem Hintergrund des Urteils des Bundesverfassungsgerichts und der entsprechenden Umsetzung durch das Niedersächsische Justizministerium ist der Erwerb/Besitz von kleinen Mengen de facto straffrei geworden, bleibt aber rechtlich gesehen illegal; dies muß geändert werden.

In der Drogenpolitik gibt es weltweit und deshalb auch in Deutschland keine Patentlösung, wie mit dem Erwerb bzw. Besitz und dem Konsum von Rauschmitteln umzugehen ist. Einige Länder Europas (Niederlande, Schweiz, Großbritannien) sind dazu übergegangen, ergebnisoffene Modellversuche durchzuführen, die Aufschluß über ein verändertes, heißt gesundheitsbewußteres Konsumverhalten geben könnten. Nur so ist auch der Vorschlag aus Schleswig Holstein zu verstehen, Cannabisprodukte (also weiche Drogen) über Apotheken abzugeben. Dieses Konzept will einerseits die Gefährdung von Kindern und Jugendlichen ausschließen, andererseits aber dem illegalen Treiben der Dealer das Handwerk legen. Hier liegt auch der entscheidende Vorteil dieses Lösungsversuches, nämlich den Sumpf der Illegalität auszutrocknen. Darüber hinaus müßte dieser Modellversuch zeigen, ob die Zahl der Konsumenten durch eine solche Regelung zunimmt. Apotheken sollten aber nicht gezwungen werden, Cannabisprodukte abzugeben, es gilt hier das Prinzip der Freiwilligkeit. Die Abgabe von weichen Drogen über

Apotheken sollte ihre Entsprechung von harten Drogen (Opiate) durch niedergelassene Ärzte finden. Auch die Originalstoffabgabe (also Heroin, Kokain) für Schwerstabhängige sollte in Modellversuchen in der Bundesrepublik getestet werden. Eine liberalere Drogenpolitik, die behutsam neue Wege geht, setzt den Staat als Monopolisten für Drogen ein, der dann über die Bedingungen der Abgabe von Drogen, an welchen Kreis auch immer, entscheidet.

Das langfristige Ziel aller Maßnahmen muß jedoch immer ein Drogen- (sucht)freies Leben, mindestens aber ein kontrollierter Umgang mit Suchtmitteln sein, sofern dies bei Süchtigen überhaupt möglich ist.

Der Vollständigkeit halber sei an dieser Stelle erwähnt, daß eine letzte Gruppe eine völlige Umkehr in der Drogenpolitik fordert; ihr Ziel ist die Abschaffung des Drogengesetzes (BtMG), d.h. die totale Legalisierung sämtlicher Rauschmittel; ohnehin halten sie dieses Gesetz für verfassungswidrig, weil es die Würde des Menschen verletze und seine Entfaltungsmöglichkeiten beeinträchtige. Der Staat/die Wirtschaft müsse sämtliche Drogen zum Verkauf vorhalten. Wer sein Leben mit Drogen begleiten wolle, dürfe daran nicht gehindert werden.

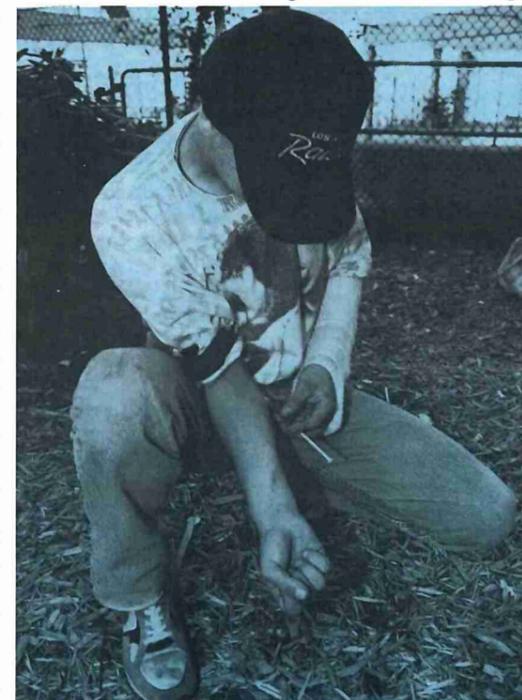
Die niederländische Drogenpolitik

Die Niederlande waren lange Vorbild für eine liberale Drogenpolitik, auch für Gruppen in der Bundesrepublik. In diesen Tagen nun hat die Regierung in Den Haag einen Bericht vorgelegt, in dem sie die Leitlinien der Drogenpolitik für die kommenden Jahre darlegt. Zwar wird die Politik nicht grundlegend geändert, dennoch haben sich einige Regelungen als unzureichend erwiesen, die nun angepaßt werden. Auch scheint der Druck der übrigen Länder der Europäische Union die Holländer zu diesem Schritt veranlaßt zu haben.

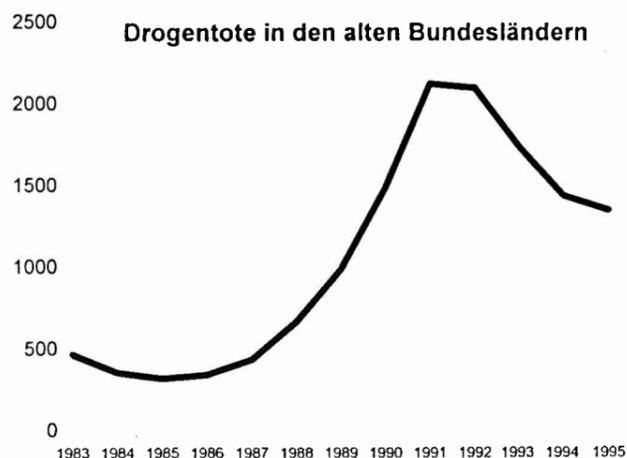
Auch wenn die Ergebnisse der niederländischen Drogenpolitik im Gesundheitsbereich vergleichsweise günstig sind, so stellen der Drogenkonsum und die Drogenszene ein großes gesellschaftliches Problem dar. Deshalb wird sich die Politik - so der Bericht - auch mehr darauf konzentrieren, Belästigungen der Bevölkerung durch die Drogenszene abzuwehren. So soll z.B. die Änderung des Gemeindegesetzes es ermöglichen, den Zugang zu Wohnungen, in denen mit Drogen gehandelt wird, zu unterbinden. Verringerung der Verkaufsmenge in Coffeeshops. Um vor allem auch ausländischen Besuchern den Handel größerer Mengen für das eigene Land zu erschweren, wird die Menge an weichen Drogen, deren Verkauf in Coffeeshops nicht strafrechtlich verfolgt wird, von 30 Gramm auf 5 Gramm verringert.

Bekämpfung des Anbaus von "Nederwiet". In den Niederlanden werden mehr als bisher Cannabisprodukte, sog. Nederwiet gezüchtet, sie sind dadurch zu einem Produktions- und Ausfuhrland geworden. Hier will die Regierung in großem Stil der Ermittlungstätigkeit und der Strafverfolgung hohe Priorität einräumen.

Ausweisung ausländischer Drogenabhängiger und "Drogentouristen". Ein Teil der Probleme im Zusammenhang mit dem Drogenhandel wird von ausländischen Abhängigen, die sich illegal in den Niederlanden aufhalten, verursacht.



... die Zahl der Konsumenten harter Drogen nimmt weiter zu. Auch die rigidesten Konzepte konnten bisher den Trend nicht aufhalten.



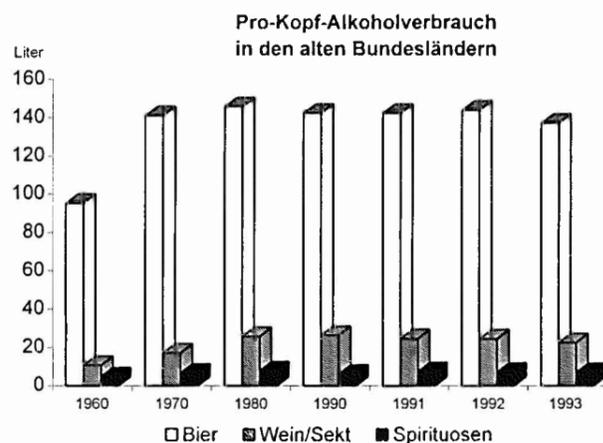
Bei sich illegal in den Niederlanden aufhaltenden Drogenabhängigen, die Straftaten begehen, sollen die Ausweisungsmaßnahmen verschärft werden. Vorgesehen sind auch gezieltere Ermittlungs- und Strafverfolgungsmaßnahmen sowie eine konsequentere Ahndung. Ausländischen Drogenabhängigen muß in ihrem eigenen Land geholfen werden, so der Bericht.

Versuchsweise Abgabe von Heroin aufgrund einer medizinischen Indikation. Geplant sind hier zunächst begrenzte Versuche, Heroin an Schwerstabhängige, die sich in physischer und sozialer Hinsicht in einer aussichtslosen Lage befinden, zu verabreichen. Hier laden schweizerische Projekte zur Nachahmung ein.

Keine Legalisierung von Drogen. Abschließend wird im Bericht festgestellt, daß eine Legalisierung von harten oder weichen Drogen nicht angestrebt wird. Das wichtigste Argument gegen eine solche Legalisierung seien die großen Gesundheitsrisiken. Was die weichen Drogen angeht, so geht die niederländische Regierung davon aus, daß der kriminelle Handel nicht abnehme, wenn die Niederlande als einziges Land eine Legalisierung beschließen würden. Auch könne eine Ankurbelung des Drogentourismus befürchtet werden.

Prävention: Erwerb von Lebenskompetenz

Neben dem humanen Umgang mit Süchtigen und der entsprechenden rechtlichen Fundierung müssen in jedem Fall die präventiven Anstrengungen in Familie, Schule, Freizeiteinrichtungen und Medien verstärkt und verbessert werden. Ziel sucht- und drogenpräventiver Arbeit ist die Schaffung von Lebenskompetenz. Junge Menschen sollen mit Verhaltensweisen, Fähigkeiten und Wissen ausgerüstet werden, damit sie inneren und äußeren Druck widerstehen können, psychoaktive Substanzen benutzen zu müssen. Das bedeutet für Kinder/Jugendliche, daß sie lernen mit lebensbelastenden Situationen "natürlich" umzugehen. Ergebnis drogenpräventiver Arbeit ist die Kompetenz mit allen Suchtmitteln verantwortungsbewußt, d.h. gesundheitsbewußt umzugehen. Hierzu gehört aber auch die Ausprägung eines Mißbrauchsbewußtseins, daß ihnen deutlich macht, wann sie sich mit Suchtmitteln in risikoreiche Situationen begeben. Für bereits drogenkonsumierenden Kindern und Jugendlichen ist Ziel von Prävention eine Bereitschaft zu entwickeln, auf den gesundheitsgefährdenden Konsum von Suchtmitteln zu verzichten, während Sucht-/ Drogenabhängige die Erkenntnis gewinnen sollten, sich helfen zu lassen. Auch bei ihnen müßte eine Bereitschaft entwickelt werden, auf gesundheitsverträglichere Suchtmittel umzusteigen bzw. sogar abstinenz zu leben. Die Ziele der Sucht- und Drogenprävention müssen heute insgesamt gesehen präziser als früher d.h. konsumentenabhängig und entwicklungspezifisch formuliert werden.



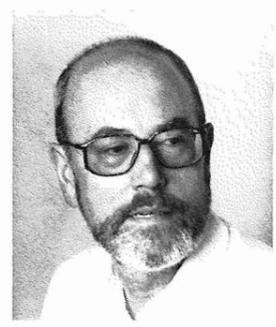
Auch die wichtigen Sozialisationsinstanzen von Kindern und Jugendlichen müßten stärker wieder erziehende, d.h. orientierende Aufgaben übernehmen. So wäre es sinnvoll, daß die Familien wieder stärker die Orientierungsfunktion für die Kinder und Jugendlichen durch Vermittlung von sinnvollen Normen und solidarischen Werten übernehmen würde. Und die Schule müßte eine stärkere sozialpädagogische Ausrichtung erfahren und mehr Lebens- und Gestaltungsraum für Schülerinnen und Schüler werden; statt ihrer "Verkopfung" müssen im Zentrum des Unterrichts sinnlich ganzheitliche Lernmethoden stehen.

Im Freizeitbereich muß über Neuansätze der pädagogischen Arbeit verstärkt nachgedacht werden; das aktive Tun von Kindern und Jugendlichen, ernste Herausforderungen und Selbsterfahrungen, die eine Erprobung eigener körperlicher Kräfte und psychischer und sozialer Kompetenz bedeuten, Aktionen und Tätigkeiten, in denen eigene Möglichkeiten und Grenzen des Verhaltens erprobt werden können, müssen dabei wieder im Mittelpunkt stehen. Und auch der elektronische Medienkonsum muß schlicht reduziert werden!

Der Konsum von Drogen kann immer auch Ausdruck einer tiefgreifenden seelischen Störung sein; er ist so verstanden ein Hilferuf von Kindern und Jugendlichen: "Kümmert Euch um mich!", "Helft mir!" - verbunden mit der nicht ausgesprochenen Frage: "Was muß ich noch alles tun, damit Ihr mich und meine Not endlich begreift?"

Vielleicht haben wir Erwachsenen in den letzten Jahren zuviel über uns selbst geredet und die Probleme der Kinder und Jugendlichen dabei vergessen. Vielleicht sollten wir wieder mehr auf sie hören, wenn sie uns durch ihr Verhalten einen Spiegel vorhalten, wenn sie leise oder auch laut um Hilfe rufen und wenn sie einen Menschen brauchen.

Der Autor



Prof. Dr. Rüdiger Meyenberg (52), Mitglied des Instituts für Politikwissenschaften II - Politik und Gesellschaft, lehrt und forscht seit 1974 - nach Lehramtsstudium und Schuldienst - in Oldenburg Didaktik der Sozialwissenschaften. Schwerpunkte seiner Forschung sind Sucht- und Drogenprävention sowie Gewalt bei Jugendlichen. Unter anderem ist er Vorsitzender der Sektion Drug Education der WHO-Organisation "International Council on Alcohol and Addictions" (ICAA).

EWE

Dienstleistungen für Energie und Umwelt

Ein bißchen
Wärme
braucht
der Mensch.

„Wärme-Direkt-Service“ heißt unsere neue Dienstleistung. Wir bieten in unseren Versorgungsgebieten vor allem Wohnungsbaugesellschaften, Kommunen und weiteren interessierten Großkunden einen kompletten Wärme-Service in Zusammenarbeit mit dem hiesigen Handwerk an. Das bedeutet: Planung und Bau der Heizungsanlagen, Wärmeerzeugung, Wärmeverteilung und Abrechnung aus einer Hand. Als Primärenergie wird schadstoff- und emissionsarmes Erdgas eingesetzt. Fragen Sie bei uns nach!

EWE Aktiengesellschaft · Postfach 25 40 · 26015 Oldenburg · Tel. (04 41) 80 3-0

Die guten Seiten am Schloßplatz!

- Recht, Steuern
- Wirtschaft
- Philosophie
- Psychologie
- Geschichte
- Theologie
- und vieles andere mehr.

Oldenburg · Schloßplatz 21-22
Tel.: 04 41 - 2 52 88



BUCH
HANDLUNG
ANNA
THYE

sicher ist sicher!

bürogemeinschaft
rita korn



versicherungen
geldanlagen
finanzierungen
immobilien
hier werden frauen
von frauen beraten
buchtstraße 14
26122 oldenburg
telefon 04 41 - 50 49 29
telefax 04 41 - 50 52 83

Zur russischen Kulturphilosophie der Gegenwart

von Rainer Grübel

Das zwanzigste Jahrhundert hat innerweltlich Eschatologien den Garaus bereitet. Nur hartgesottene Fortschrittsdenker erwarten noch die Selbsterleuchtung des philosophischen Diskurses. Im Westen macht sich Katastrophenfurcht breit in Gestalt weltlicher Apokalyptik, die als Negativabdruck des fortschrittsgläubigen Adventismus der 60er und 70er Jahre auf unheilswangere Kräfte der Zeit setzt.



Rußland im Umbruch: Kampf ums "Weiße Haus" beim Putschversuch der alten Garde 1993

Der Zerfall der Sowjetunion hat im geistigen Leben Rußlands viel stärkere zentrifugale Kräfte freigesetzt, die nach jahrzehntelangem Druck auf den Mittelpunkt das Randständige erkenntnisträchtig werden ließen. Vom sich entladenden Druck ist der noch vor einem Jahrzehnt erratisch scheinende Block Sowjetunion in eine noch unbestimmte Anzahl Teile zerrissen, ohne das die Gemeinschaft Unabhängiger Staaten oder auch Rußland im engeren Sinne als gleichwertige Nachfolger gelten. Wie nach der Häutung, die unverhofft in eine Teilung übergegangen ist, läßt sich das Ende des Leibes von innen her nicht mehr spüren. Unversehens gibt es wie bei den ineinander steckenden Matrjoschka-Puppen mehrere Körper mit unterschiedlichen Umfängen. Die Ost-West-Ausdehnung vom sibirischen Wladivostok bis zur polnischen oder weißrussischen Grenze scheint fester und spürbarer als die Nordwest- und Südgrenzen. Was Wunder, daß nach dem *Abschied vom Marxismus* (1992) russische Bücher mit

Überschriften wie *Russische Idee* oder *Über Rußland und die russische philosophische Kultur* Konjunktur haben. Die gegenwärtig vor allem in weniger gebildeten russischen Kreisen wirksame Fürsprache für die Verwandtschaft Rußlands mit Asien geht auf den Philosophen und Linguisten Trubeckoj sowie auf den Geographen, Ökonomen und Philosophen Savickij zurück und wurde fortgeführt von dem Historiker und Geographen Lev Gumilev. Gumilev hat gegen die 'eurozentristische Legende' vom tatarisch-mongolischen Joch (1240-1480) die Sicht einer kulturell fruchtbaren Symbiose der mongolischen Nomaden mit den ostslavischen Waldbewohnern gestellt. Seine These von der "Passionarität" der Steppenbewohner erinnert durch die Gründung der Ethnogenese auf Klima und Landschaft nur zu sehr an die Grundlegung von Hippolyte Taines positivistischem Kulturmodell in Klima, Landschaft und Rasse. ("Passionarität" nennt Gumilev jene biochemische Energie, die ein Mensch aus seiner natür-

lichen Umwelt in sich aufgenommen hat. Sie ist individuell verschieden und bestimmt in ihrer Summe die Passionarität einer Ethnie.) Gewiß haben die Ostslaven von den Turkvölkern und Mongolen viel fürs Verwalten und Kriegsführen lernen können, manches auch für die Anlage von Städten, nicht aber das Philosophieren. Wie die Orthodoxe Religion stammen auch ihre Schriftsprache, ihre Literatur und ihre Denkformen aus Byzanz. Infolge dieses byzantinischen Erbes kennt das ostslavische Mittelalter bis hinein ins 16. Jahrhundert keine von der Religion unabhängige Philosophie: Aristoteles war kaum bekannt, die über Spanien vermittelten, das westeuropäische Denken herausfordernden arabischen Einflüsse sind hier ausgeblieben.

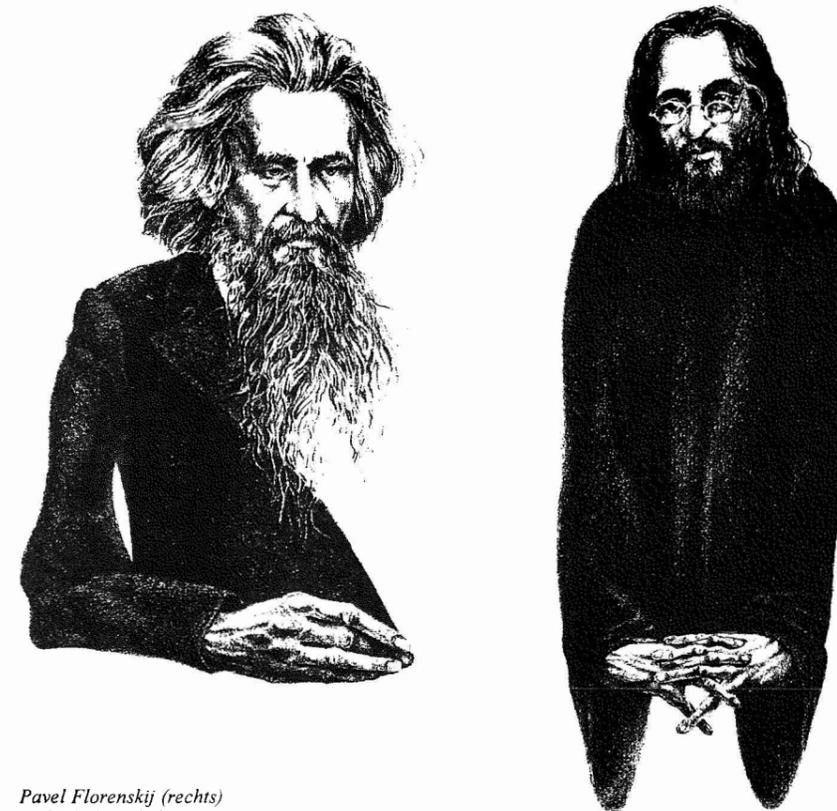
Die russisch-orthodoxe Kirche hat sich mit wechselndem Erfolg bis weit hinein ins 19. Jahrhundert gegen jede philosophische Lehre an den Universitäten zur Wehr gesetzt, und seit den 20er Jahren unseres Jahrhunderts behinderte der Marxismus-Leninismus die akademische philosophische Ausbildung. Keine fünf Jahre nach der Oktoberrevolution ließ Lenin noch nicht emigrierte Philosophen und selbständige Denker auf zwei Schiffe setzen und nach Westeuropa verfrachten. Rußland, das das westeuropäische geistige Leben um so bedeutende Köpfe wie Berdjajev und Frank, Losskij und Šestov bereicherte, wurde zur philosophischen Wüste. Noch verbliebene Philosophen brachten die Bolschewiki um wie Pavel Florenskij (1937) und Gustav Špet (1940).

Skovoroda, der früheste ostslavische Denker, hat mit seinem Gnoseologischen Dualismus von sichtbarer (kreatürlicher) und unsichtbarer (göttlicher) Welt sowie mit seiner pragmatischen Ontologie die Säkularisation des Denkens vom religiösen Standpunkt befördert. Die Kehrseite ist jene Immanenz des Religiösen, die bis auf den heutigen Tag das Philosophieren in Rußland kennzeichnet. Außerhalb der Religion, stets aber im Dialog mit ihr, führte die russische Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts von Lomonosov über Puškin bis Čechov die Verweltlichung des Denkens fort in Richtung auf eine literarische Philosophie. Auf sie stoßen wir in den religiösen Schriften Gogols wie in den profanen Reden und Abhandlungen Turgenjovs.

Der russische Symbolismus hat die beiden nach westlicher Vorstellung peripheren Überlieferungen, die religions- und literaturphilosophische, um die Jahrhundertwende zum Schnitt gebracht. Und gerade in diese Zeit fällt die erste Blüte der russischen Philosophie. Sie ist gleichermaßen geprägt von der lebhaften Wirkung Hegels wie durch die fehlende Rezeption von Descartes und Leibniz. Mehr als die Aufklärer haben die russischen Philosophen bis in die jüngste Zeit Spinoza gelesen. Kant fand seinen Weg nach Rußland erst im 20. Jahrhundert über die Marburger Schule.

Die Rolle der Literatur als Wegweiser in der Welt des Denkens ist bis vor wenigen Jahren maßgeblich befördert worden von der in philosophischen Fragen besonders strengen russischen und sowjetischen Zensur. Noch heute liest in Rußland die Werke von Puškin und Gogol, von Dostoevskij und Tolstoj, von Bulgakov und Platonov auch, wer in Fragen des Denkens Belehrung sucht. Was im Deutschen trotz oder wegen Nietzsche viele an der Schreibweise Benjamins stört, gilt für den Tonus des russischen Denkens von Anfang an: Er hält seit Solov'ev und Rozanov eine 'literarische Philosophie' in Bewegung.

Dieser Standpunkt gewährt einen aufschlußreichen Blick auf die kultu-



Pavel Florenskij (rechts) und Vladimir Solov'ev

relle Gegenwart: Postmoderne und Dekonstruktivismus nehmen vorausliegende Bewußtseinsvorgänge für Seinereignisse. Umgekehrt wird hier von einem der Postmoderne exterritorialen Standpunkt das postmoderne Sein als pures (Sprach-)Denken entlarvt. Mamardašvili und Pjati-gorskij läuten das Ende des linguistischen Zeitalters ein, indem sie über die postmoderne Kritik am Logozentrismus hinaus auch die Voraussetzungen von Derridas Grammatologie verwerfen. Ihre Metatheorie des Bewußtseins kann einen lawinenartigen Rutsch in den Geisteswissenschaften auslösen; wer ihr folgt, wird das Schwergewicht von Textstudien auf Forschungen über konkrete Bewußtseinsvorgänge verlagern. Den Gang von der Einstellung auf Norm und Regel zur pragmatischen Betrachtung des konkreten Einzelfalls beobachten wir auch in der russischen Logik. Die *Wahrheit im Diskurs* überschreibt Jurij Levin seine aussagenlogische Untersuchung der Wahrheitsfrage, die mit Blick auf die Singularität oder Pluralität von Wahrheit in alltäglichen Sätzen dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten nur eingeschränkte Gültigkeit zubilligt.

Indem Levin gegen die Gepflogenheit wahrheitslogischer Abhandlungen Aussagen mit zweifelhaftem und unklarem oder relativem, mit bedingtem oder subjektivem sowie mit irrelevantem Wahrheitswert betrachtet, kann er die Eindeutigkeit des Wahrheitswertes in Äußerungen des realen Diskurses als Ausnahme herauschälen. Für die überwiegenden Fälle der Ambivalenz, der Unentscheidbarkeit und der Irrelevanz gelingen ihm bemerkenswerte Einsichten. Der totalitäre Diskurs ersetzt durch rituellen Sprachgebrauch den zukunfts-offenen Gegensatz des je erst festzustellenden Wahr oder Unwahr durch die normativen, im voraus festgelegten Alternativen richtig oder falsch, zulässig oder unzulässig. Dies gilt übrigens in nicht minderem Maße für die Rede im Zeichen von 'political correctness': Ohne das von Ideologen und Wissenschaftsmanagern gescheute Risiko des Irrtums

kann Wahrheit keine Früchte tragen. Levin fordert daher, die Philosophie müsse Abschied nehmen vom Anspruch auf Wahrheit.

Eine neuartige Philosophie des Raums erhebt in Podorogas *Metaphysik der Landschaft* den Standort des Philosophen zum Gegenstand des Philosophierens. Sie individualisiert die ökologische Passionarität von Lev Gumilevs landschaftsbestimmter Ethnogenese. Landschaft ist bei Podoroga zunächst Kulturlandschaft. Dieser Unterschied gegenüber Gumilev folgt schon daraus, daß anders als die Steppe der nomadisierenden Mongolen das Land Modia, das Engadin und der Schwarzwald nicht schicksalhafte Geburtsorte, sondern geistige Räume bilden, die Podorogas 'Helden' Kierkegaard, Nietzsche und Heidegger erst gesucht und dann aufgefunden haben. Es geht dem russischen Philosophen um die Kongruenz zwischen Grundprinzipien in den Strategien des Philosophierens und Erfahrungen einer physikalischen Landschaft, die in Denkfiguren und Darstellungsstile vordringen. Er erliegt dabei dem Sog der von Gumilev postulierten mythischen Kommunikation von Erdenleib und (Volks-)Körper, von Landschaft und Mentalität. Die unliebsame Erinnerung an Josef Nadlers *Literaturgeschichte der deutschen Volksstämme und Landschaften* kommt auf.

Michail Ryklins Philosophieren setzt dagegen die Tradition der russischen Kulturologie Denkanknüpfen der frühen französischen Postmoderne aus. Seine 'Logiken des Terrors' treten jenen terroristischen Praktiken gegenüber, die in diesem Jahrhundert ihre schrecklichste Gestalt im sowjetischen Stalinismus und im deutschen Nationalsozialismus angenommen haben. Sieht er die Praxis des Staatsterrors stets auf einen kollektiven Körper gerichtet, in dem der Leib des einzelnen, gesichtslos gemachten Menschen aufgelöst wird, so richten sich die Terrorlogiken als reflexive Kulturerfahrung des Schreckens auf den je einzelnen Leib.

Ryklin stellt der westlichen (terrorologisch-sadistischen) Bekenntnistradition eine östliche Überlieferung gegenüber, die das Geschlecht selbstständig, zur kosmischen Erscheinung erhebt und vor allem in der Literatur in Erscheinung tritt. Grundprämisse seines Kulturmodells ist der Gegensatz zwischen solcher Singularität des menschlichen Körpers in der reflexiven wie auch der metareflexiven Kultur auf der einen Seite und dem kollektiven sowie unreflexiven Charakter des Wortkörpers in der modernen, von der Industrialisierung geprägten urbanen verbalen Kommunikation auf der anderen.

Die Entgegensetzung von historischem Terror mit seiner Orientierung auf Gründe zum einen und der wie Naturgesetzmäßigkeiten ungeschichtlichen Terrorlogiken mit ihrer Einstellung auf Wirkungen zum anderen, gestattet es, aus der Vermitteltheit der Zeit herauszuspringen, deren unverzichtbarer Bestandteil die Thanatologie ist. So wird der Schritt vom "Diskurs des Geschlechts" der Oktoberrevolution zum "natürlichen, kosmischen Terror" der 30er Jahre als jener Abschied des Stalinismus von der Geschichte faßbar, der in der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl sein spätes Signum hat.

Indem Ryklin die Fähigkeit des exstatisch rationalen Terrors herausstellt, den logozentrischen Verstand zu besiegen und direkt auf den Körper zu

zielen, gibt er ein Begehren nach Unmittelbarkeit kund, das der Postmoderne ebenso fremd ist wie die kosmologische Dimension des russischen Philosophierens. Hier kommt auch ein stetiges Motiv der russischen Geschichte zu literarisch-philosophischen Ehren, das Motiv des Kronprätendenten, dessen Rolle bei de Sade Gott zugewiesen wird und so die Normen des rationalen Atheismus sprengt.

Mit dem Lockruf "Yes, Apocalypse, yes now" negiert Boris Groys Derridas Aufschrei "No Apocalypse, not now". Aus kulturökonomischer Sicht, die in guter russischer Tradition die verkündete Wahrheit pragmatisch mit Blick auf die Frage "cui bono?" betrachtet, rollt er die Endzeitstimmung an Hand von Derridas Kritik des Logozentrismus auch als postmoderne Selbstkritik auf. Groys macht im Atomkrieg den konkreten Fall von Derridas Meta-Apokalypse aus, die alle (literarischen) Fiktionen - das 'Archiv' - auszulöschen drohe. Indem der Poststrukturalismus anders als sein Vorläufer nicht die Bedeutungseinlösung, nicht das Treffen der Raketen ins Ziel zur Norm setzt, sondern die Bestimmungsirrung, schwingt sich die Apokalypse der Apokalypse auf zur Hoffnung auf Rettung und Derrida, der Garant der Rettung, zu ihrem Führer.

Igor' Smirnovs Essay *Das Urverdrängte* hat seinen Ort im Zusammenhang seiner gerade in Moskau erschienenen *Psychodiachnologie*. Dieser Band, der die russische Kulturentwicklung seit der Romantik als Fächer von Stadien psychischen Reifens entfaltet, faßt Arbeiten aus den letzten fünfzehn Jahren zusammen und bildet nach Vygotskijs *Kunstpsychologie* und Grifcovs *Psychologie des Schriftstellers* aus den 20er Jahren den dritten großen Wurf einer russischen Kulturpsychologie. Sie bietet eine Psychotheorie, ja, eine Psychophilosophie der Kulturentstehung in nuce.

Am meisten fordern den westlichen philosophischen Leser jene russischen Arbeiten heraus, die im Sinne einer "nichtklassischen Philosophie" die cartesianische Trennung von Subjekt und Objekt zu überwinden suchen. Die russischen Philosophen der Gegenwart behaupten ihren Ort zwar am Rande der klassischen Philosophie, doch mitten im Leben.

Der Autor



Prof. Dr. Rainer Grübel, Hochschullehrer für slavische Philologie am FB Sprach- und Literaturwissenschaften, studierte in Göttingen, Frankfurt und Leningrad Slavistik, Germanistik und Philosophie. Nach der Promotion wurde er zunächst ordentlicher Professor an der Universität Utrecht und dann an der Universität Leiden. 1986 nahm der den Ruf an die Universität Oldenburg an.

Orte des Denkens

Neue russische Philosophie

Arne Ackermann, Harry Raiser, Dirk Uffelmann (Hg.)

ISBN 3-85165-186-3

Passagen Verlag, Wien

Dieser Band öffnet das im Westen nahezu unbekanntes Panorama zeitgenössischer russischer Philosophie nach der Wende.



Arbeitsstelle DIALOG
Wissens- und Technologie-
Transferstelle der
Hochschulen in Oldenburg

- ... vermittelt **Kontakte** zu Instituten, Arbeitsgruppen und einzelnen Wissenschaftlern
- ... informiert über anwendungsbezogene **Forschungsergebnisse**
- ... hilft bei Literatur- und **Datenbankrecherchen**
- ... informiert über **Fördermöglichkeiten**
- ... organisiert **Fachreferenten** für Tagungen
- ... unterstützt den **Personaltransfer**
- ... ermöglicht die Mitnutzung des Regionalen Informations-Systems **RegIS**

Wir sind für Sie da!

EG-Hochschulbüro Weser-Ems
Standort Oldenburg



- ... informiert über **europäische Förderprogramme**
- ... berät bei der **Antragstellung**
- ... vermittelt **Reisekosten** zur Vorbereitung von EU-Anträgen
- ... beschafft **Programmunterlagen, Antragsformulare** usw.

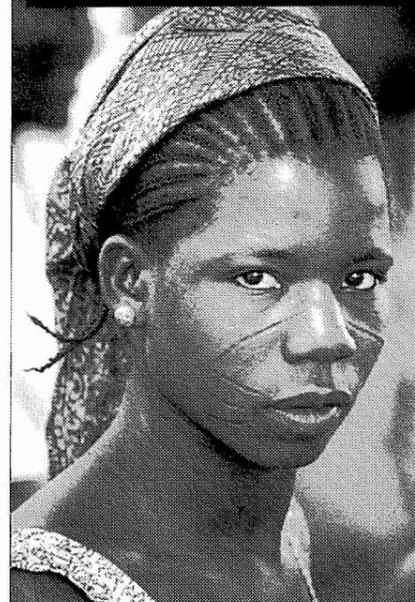
Sie erreichen uns:

per Email: {Nachname} oder
dialog@dialog.uni-oldenburg.de
eg-buero@dialog.uni-oldenburg.de

im WWW: <http://www.dialog.uni-oldenburg.de>

Anschrift: Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Ammerländer Heerstr. 121 (1. OG)
Bauteil A 16 (Geb. Milchwirtschaft)
Postfach 2503
D-26111 Oldenburg
Telefon (0441) 798-2913
Telefax (0441) 798-3002

„Armut ist weiblich“



- Frauen stellen die Hälfte der Menschheit, leisten zwei Drittel aller Arbeitsstunden, erhalten aber nur ein Zehntel des Welteinkommens.
- Frauen produzieren bis zu 80% der Grundnahrungsmittel in der Dritten Welt und arbeiten in Erntezeiten 18 Stunden täglich.
- Sie sind vielfach die Ernährerinnen der Familien, zuständig für Feldarbeit, Wasser, Brennholz, Gesundheit und Ausbildung der Kinder.

Die Deutsche Welthungerhilfe unterstützt Frauen in Afrika, Asien und Lateinamerika durch Beratung und Ausbildung, Zugang zu Krediten und Wasserversorgung. Bitte helfen auch Sie durch Ihre Spende.

Spendenkonto Sparkasse Bonn:
111
Einzahlungen bei allen Postämtern, Sparkassen und Banken.



DEUTSCHE WELTHUNGERHILFE

Deutsche Welthungerhilfe · Adenauerallee 134 · 53113 Bonn · Tel. (02 28) 22 88-0

Ja, ich möchte Frauen stärken.
Bitte schicken Sie mir Informationen zu Ihren „Frauenförderungsprogrammen“.

Name: _____

Straße: _____

PLZ/Ort: _____

Eine „Schule für geistig nicht normal entwickelte Kinder“

von Ulrich Schröder

Basierend auf dem in seltener Vollständigkeit erhaltenen Quellenmaterial, werden die Vorgeschichte und Gründung der Kölner "Hilfsschule" dargestellt. Die Analyse bezieht sich im einzelnen auf die Versuche zur Bestimmung der Schülerschaft und auf sozio-ökonomische Aspekte wie Berufe der Eltern, Wohnlage u. a.



Kölner Hilfsschule von 1886: "Daher ist es mit Freuden zu begrüßen, daß eine Schule errichtet wurde, worin diese armen Kinder allein und mit Rücksicht auf ihre geringe Begabung behandelt und unterrichtet werden."

Heute, am 15. Nov. 1886, dem Sterbetage des Joh. Amos Comenius, begann zu Köln auf der Burgmauer Nro 31 der Unterricht in der Schule für die geistig nicht normal entwickelten Kinder hiesiger Stadt. Es sind dies solche Kinder, welche, weil langsam im Denken und Urteilen, schwerfällig im Auffassen und Behalten, unbeholfen im Anwenden und Begreifen, nicht imstande sind, dem gewöhnlichen Unterrichte der Elementarschule zu folgen; sie sind dieser eine hemmende Last; sie beeinträchtigen, wenn sich der Lehrer eingehend mit ihnen beschäftigt, die Fortschritte der normal befähigten Kinder und nehmen trotzdem bei ihrer Entlassung aus der Schule nichts mit, als die Erinnerung an qualvoll verlebte Jahre und (zum großen Leidwesen der Eltern) die Unfähigkeit, sich im Leben in nützlicher Weise durchzubringen. Daher ist es mit Freuden zu begrüßen, daß eine Schule errichtet wurde, worin diese armen Kinder allein und mit Rücksicht auf ihre geringe Begabung behandelt und unterrichtet werden. Nach vielen Vorarbeiten seitens des Schulinspectors Herrn

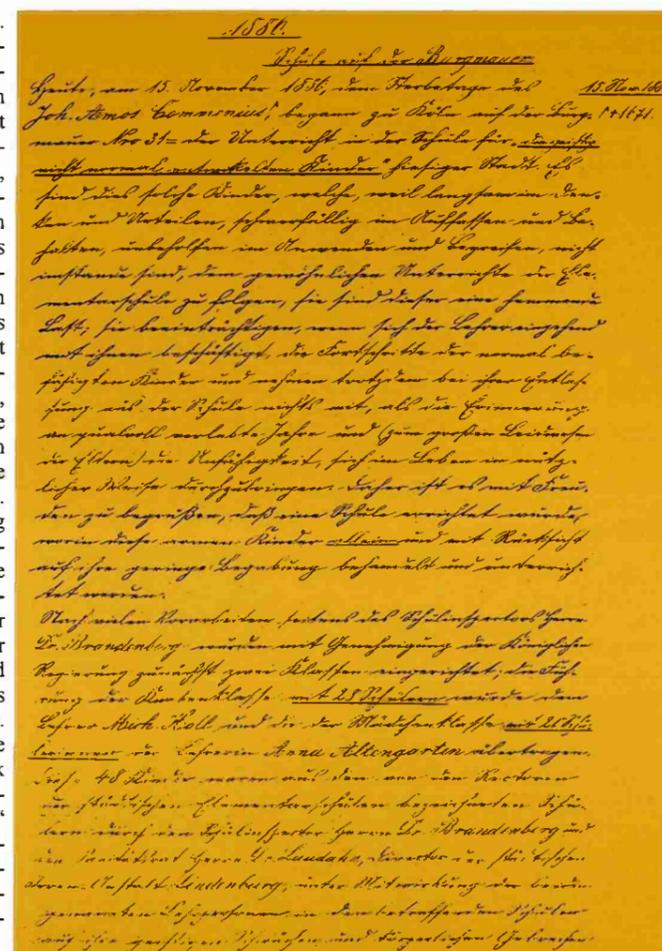
Dr. Brandenburg wurden mit Genehmigung der Königlichen Regierung zunächst zwei Klassen eingerichtet; die Führung der Knabenklasse mit 28 Schülern wurde dem Lehrer Michael Holl und die der Mädchenklasse mit 20 Schülerinnen der Lehrerin Anna Altengarten übertragen. Diese 48 Kinder waren aus den von den Rectoren der städtischen Elementarschulen bezeichneten Schülern durch den Schulinspector Herrn Dr. Brandenburg und den Sanitätsrat Herrn Dr. Laudahn, Director der städtischen Irren-Anstalt Lindenburg, unter Mitwirkung der beiden genannten Lehrpersonen in den betreffenden Schulen auf ihre geistigen Schwächen und körperlichen Gebrechen untersucht und dann als für unsere Anstalt passend bezeichnet worden . . .
Mit diesen Zeilen beginnt die Schulchronik der ersten Kölner Schuleinrichtung für die Kinder, die man heute „lernbehindert“ nennt. Der erste Lehrer bemüht sich in seinen Sätzen um einen gehobenen Ton und verweist gar auf einen der bedeutendsten historischen Pädagogen, Comenius. Das entspricht wohl seinem Selbstgefühl, mitzuwir-

ken an einer guten neuen Sache. In der Tat war diese Art besonderer Schule für Kinder mit extremen Lernschwierigkeiten noch jungen Datums: Gefordert wurde ihre Einrichtung zwar bereits 1864 in einer kleinen Schrift, die erste wirkliche Schulgründung geschah aber erst 1879 in Elberfeld (heute Wuppertal). Es folgten zwei Jahre später Braunschweig und Leipzig. Zur ersten Hilfsschule in Oldenburg kam es übrigens erst 1908. Waren zuerst die Bezeichnungen überall verschieden (Nachhilfeschule, Schule für Schwachbefähigte usw.), so setzte sich später der in Braunschweig gewählte Name „Hilfsschule“ allgemein durch. Insbesondere von Braunschweig und dem dortigen Lehrer Kielhorn ging auch eine bedeutende publizistische, ja propagandistische Tätigkeit aus, die 1898 zur Gründung des „Verbandes der Hilfsschulen Deutschlands“ und zur weiteren Verbreitung des „Hilfsschulgedankens“ führte. Seit Anfang der 1960er Jahre wurde in der Bundesrepublik Deutschland der Name „(Sonder)Schule für Lernbehinderte“ eingeführt, der zur Zeit in verschiedenen Bundesländern wiederum abgelöst wird durch „Förderschule“, „Schule für Lernhilfe“ o.ä.

Köln war also beileibe nicht die erste Gründung, und man konnte dort schon auf den Erfahrungen in den nahegelegenen rheinischen Städten Elberfeld und Krefeld aufbauen. Auch haben die dort tätigen Personen kaum öffentliche Wirkung ausgeübt. Das besondere des unspektakulären Beispiels Köln liegt darin, daß die Quellen auf allen Ebenen erhalten geblieben sind: sowohl die Unterlagen der Stadtverordnetenversammlung und der Schuldeputation als auch die Akten der Schulverwaltung, die Protokolle der Rektorenkonferenzen und schließlich die Schulchroniken. In ihnen kommen verschiedene Sichtweisen der historischen Vorgänge zum Ausdruck, die gegeneinander abgewogen werden können.

Vorgeschichte und Gründungsphase

Bereits Ende 1881, also nur zwei Jahre nach der Gründung der „Schule für Schwachbefähigte“ in Elberfeld, findet sich erstmals ein Hinweis auf Aktivität des Kölner Schulinspectors Brandenburg in Richtung auf eine solche Schuleinrichtung: Er berichtet der Schuldeputation von seinem Besuch in der „Idioten-Anstalt“ Hephata in Mönchengladbach. Anderthalb Jahre später wird in diesem Gremium erstmals direkt über eine „Schule für nicht vollsinnige Kinder“ verhandelt, außerdem über eine „Schule für verwahrloste Kinder“. Der Schulinspektor läßt 1883 von den Schulleitern eine erste Liste der „nicht normal entwickelten Kinder“ erstellen, die 91 Namen enthält, aber völlig unbefriedigend ist, weil die Kriterien der Nennung offen-



Schulchronik der Kölner Hilfsschule von 1886

bar unklar sind. Zur Gründung kommt es nicht, es läßt sich kein „geeignetes Lokal für eine solche Schule“ finden. Ob dieses Argument vorgeschoben wird zur Kaschierung mangelnden Interesses, ist schwer zu beurteilen. Immerhin spielt die Raumfrage auch bei der endlich 1886 ernsthaft ins Auge gefaßten und im November realisierten Errichtung der Schule noch eine gewisse Rolle. Und das Gebäude, das dann zur Verfügung gestellt wird, hat zwar den gewünschten Hof für „turnerische Übungen“, ist ansonsten aber in verwehrlostem Zustand und muß erst entrümpelt und instandgesetzt werden. Brandenburg verfolgt sein Ziel trotz des Fehlschlages unermüdlich weiter, fordert wieder zur Erstellung von Listen auf und bringt die geplante Schule in der Schuldeputation zur Sprache. Und ab Anfang 1886 treten die Vorbereitungen in eine entscheidende Phase: Beschaffungsplan und Etat werden angefordert, die Beschaffung von Lehrmitteln in die Wege geleitet. Der Schulinspektor plant wiederum einen Informationsbesuch in einer Einrichtung, die als Vorbild dienen kann; aber diesmal ist es nicht mehr eine Anstalt, sondern die inzwischen seit über sechs Jahren bestehende Schule in Elberfeld. Der Direktor der städtischen Irrenanstalt wird um eine Stellungnahme

aus medizinischer Sicht gebeten. Die beiden Lehrpersonen werden ausgewählt und zur Hospitation nach Elberfeld geschickt. Und erneut wird eine Liste von den Rektoren der Volksschulen (Bezirks- und Freischulen) angefordert. Sie umfaßt wieder über 90 Namen, aus denen eine Jungen- und eine Mädchenklasse zu je 25 Kindern zusammengestellt werden sollen. Tatsächlich werden erheblich mehr Jungen als Mädchen aufgenommen (28:20). Aber das führt zu keinen weiteren Überlegungen - ebensowenig wie die Tatsache, daß schon die Zahlen der von den Schulen gemeldeten Kinder ein Verhältnis von etwa 3:2 zu ungunsten der Jungen aufwies. Dieses Verhältnis gilt noch heute in den Schulen für Lernbehinderte. Zur Interpretation des Phänomens wird üblicherweise auf soziologische Ansätze wie geschlechtsspezifische Rollen und die entsprechenden Verhaltensnormen zurückgegriffen. Doch können sie allein nicht ausreichen, da keine Behinderungsform, auch z.B. Blindheit nicht, eine ausgeglichene Geschlechterverteilung aufweist. Um die Klassenfrequenz - sowohl die geplante von 25 Kindern als auch die tatsächliche der Knabenklasse von 28 - einschätzen zu können, muß man wissen, daß Volksschulklassen damals im allgemeinen mehr als doppelt so groß waren. In Vorüberlegungen, sei es in Köln, Leipzig oder andermorts, war allerdings von 15 bis 20 Kindern als der Maximalzahl die Rede. Der Kölner Lehrer Holl mahnt im Schriftverkehr mit der Schulverwaltung immer wieder geradezu verzweifelt die Senkung der Klassenfrequenzen an. Schon im Mai 1887 hat seine Schule drei Klassen: eine mit 28 Jungen, eine Mädchenklasse

mit 17 und eine gemischte Klasse mit 27 Kindern. In einer Eingabe stellt er einerseits fest, die Mädchenklasse sei „vollständig genügend besetzt“, andererseits bezüglich der beiden anderen Klassen, „bei dieser Schülerzahl“ könne „nichts erreicht werden“; 15 bis 20 Kinder seien „das Äußerste“. Den Kampf hat er verloren. 1893 wird die Maximalzahl von 25, die ohnehin längst Makulatur war, auf 30 angehoben. Ähnliches läßt sich fast überall beobachten: Kielhorn in Braunschweig spricht zwar von 20 als der „Normalzahl“, aber seine erste Klasse 1881 hatte schon 29 Kinder, und die Durchschnittszahl auf Dauer entscheidend zu senken, ist auch ihm nicht gelungen. Man muß insgesamt zu dem Schluß kommen, daß die Hilfsschule von Anfang an nicht unter den Bedingungen hat arbeiten können, die alle pädagogischen oder medizinischen Vertreter und Befürworter für unabdingbar erklärten - und man kann hinzufügen: Das blieb auch später so, bis heute.

Die „passenden“ Schülerinnen und Schüler

Eines der Hauptprobleme der entstehenden Hilfsschule war die Bestimmung der richtigen Schülerschaft. Man war sich zwar im klaren darüber, daß es sich um die Kinder handeln mußte, die in der Allgemeinen Schule nicht annähernd zu einem schulischen Lernerfolg kamen, obwohl sie nicht vorrangig an organischen Schädigungen litten oder bloß von Eltern oder Lehrpersonen vernachlässigt wurden. Sie sollten irgendwo zwischen den einigermaßen 'normal' Lernenden und den Geistigbehinderten („Blödsinnigen“) angesiedelt sein. Sie wurden bezeichnet als „die letzten in der Klasse“, die „geistig Schwachen“, „Halbidioten“, als „schwachbefähigt“, „schwachbegabt“ oder „(schulbildungsfähig) schwachsinnig“. Das terminologische Durcheinander spiegelt die Tatsache wider, daß es an einer theoretischen Basis völlig mangelte. Dem entspricht auch die häufigste Formulierung, die sich vom Kölner Lehrer Holl und seinem Schulinspektor in den Quellen findet, nämlich ein diffuses "passend für unsere Anstalt".

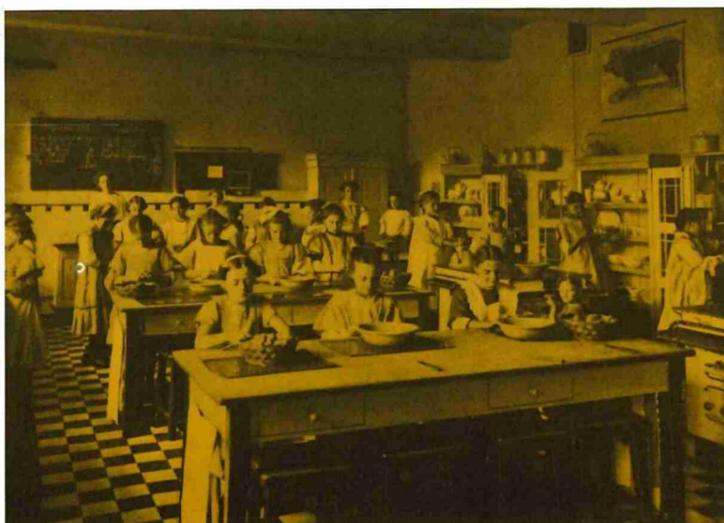
Aus dem Rahmen fällt die Kölner Bevorzugung des Ausdrucks „geistig nicht normal entwickelt“, die sicher auf den Schulinspektor zurückgeht. Woher er seine Anregung bezogen hat, konnte bisher nicht festgestellt werden. Es gibt lediglich eine Parallele, die Brandenburg aber kaum gekannt haben dürfte: In Braunschweig wurde vor der Gründung der Hilfsschule einmal die Bezeichnung „Schulabteilung für geistig schwach entwickelte Kinder“ erwogen. Beiden Formulierungen ist gemeinsam, daß sie nicht einen statischen Begabungsmangel, einen Defekt zum Ausdruck bringen, sondern den Aspekt der Entwicklung. Das mutet geradezu modern an, kann jedenfalls nicht einfach als bedeutungslose Variante innerhalb des bunten Spektrums der Begriffe abgetan werden. Darüber hinaus belegt die Art, wie die Bezeichnung gehandhabt wird, daß von Anfang an der möglichst genauen Kennzeichnung der Schülerschaft großes Gewicht beigemessen wurde. Daß die Suche danach mangels wissenschaftlicher Grundlagen erfolglos bleiben mußte, darf nicht dazu verleiten, ihre Ernsthaftigkeit in Frage zu stellen.

Soziale Aspekte

Ähnlich verhielt es sich mit sozioökonomischen Aspekten. Zwar wurde schon früh vorausgesehen, daß sich



Praktischer Unterricht mit Berufsorientierung in den neuen Hilfsschulen: Tischlerwerkstatt, Schulgarten, Lehrküche



in den Hilfsschulen in der Hauptsache die Kinder der ärmeren Schichten finden würden. Aber eine systematische Bearbeitung des Phänomens scheiterte wiederum daran, daß Theorienansätze, hier soziologische, nicht zur Verfügung standen, sicher auch am politischen Klima der Wilhelminischen Zeit. Gleichwohl findet sich in den Quellen reiches Material zum Einblick in familiäre und soziale Verhältnisse. So fordert ein Polizeikommissar in seinem Bericht über die Mutter eines Kindes, die der Prostitution verdächtig wurde, offen sozialpolitische Maßnahmen zur Minderung des sozialen Elendes jener 'Unterschicht'-Familien. Die Hausbesuche geben den Lehrpersonen eine Anschauung von der Lebenswirklichkeit ihrer Kinder, die in den Quellen ihren Niederschlag findet. Das gleiche gilt für die „nachgehende Fürsorge“ Schulentlassener durch die Lehrpersonen, die es erlaubt, Einzelschicksale in ihrer beruflichen und sozialen Eingliederung über Jahre hin zu verfolgen. Das im einzelnen auszuführen, ist hier nicht der Platz. Stattdessen soll die Auswertung der schulischen Herkunft, der Berufsangaben der Eltern und der Adressen dargestellt werden. Diese Daten geben Hinweise sowohl auf ökonomische als auch auf soziokulturelle Aspekte.

Zur Zeit der beiden ersten erhaltenen Meldelisten 1883 und 1886 gab es in Köln noch die Unterscheidung schulgeldpflichtiger „Bezirksschulen“ und sogenannter „Armen-Freischulen“. Letztere litten unter insgesamt katastrophalen Bedingungen. Es kann kaum überraschen, daß von den 91 gemeldeten Kindern der Liste von 1883 67 in Freischulen waren und nur 24 in Bezirksschulen. 1886 war das Verhältnis mit 58:34 zwar weniger verzerrt, aber dazu muß man wissen, daß in der Zwischenzeit mehrfach Kinder aus überfüllten Freischul-Klassen an Bezirksschulen überwiesen worden waren.

In den Listen waren auch Angaben zum „Stand der Eltern“ angefordert worden. Es dominieren „Tagelöhner“, also Werkträger, die in einer sehr unsicheren Position ohne langfristige vertragliche Bindung sind jedoch nicht immer Ungelernte sein müssen. Es sind mehrfach Wechsel zwischen Handwerksanstellungen und Tagelöhner - und zwar in beiden Richtungen - zu belegen. Diese Tagelöhner, die man in jedem Falle zu den Armen oder zumindest zu den ständig von Armut Bedrohten zählen muß, machen in der Meldeliste von 1883 46% der Berufsangaben aus (und es handelt sich bis auf 3 Fälle ausschließlich um Eltern von Kindern aus Freischulen), 1886 40% und auch bei den Meldungen der folgenden Jahre um die 40%. Dieser Anteil ist extrem hoch, er übersteigt weit die Daten, die etwa aus Aachen (20%) und Düsseldorf (26%) überliefert sind. Hierin spiegelt sich die schon seit langem - und bis heute - problematische soziale und ökonomische Struktur der Kölner Bevölkerung.

Trägt man in einen Stadtplan die Wohnungen aller Kinder ein, die in den Meldelisten von 1886 aufgeführt sind, so zeigt sich eine starke Konzentration auf einen Teil der südlichen Altstadt. Darunter befinden sich mehrere Straßen, die seit Jahrhunderten als Arme-Leute-Quartiere bekannt waren. Es scheint in der Tat in großen historischen Städten eine sehr langlebige sozial-ökonomische Topographie zu geben. Während sich also die Klassen der "geistig nicht normal entwickelten Kinder" aus ganz bestimmten umschreibbaren Wohngebieten der Kölner Altstadt rekrutieren, befindet sich das Schulgebäude, dessen Lage ausdrücklich gutgeheißen wird, fast am anderen Ende der Stadt. Dies belegt erneut, wie 'blind' die Entscheidungsträger trotz intimer Kenntnisse der Stadt der ungleichen Verteilung der sozialen Schichten gegenüber waren.

Es wäre jedoch falsch anzunehmen, das Ignorieren der sozioökonomischen Aspekte wäre total gewesen. Aber es dauert immerhin ein paar Jahre, bis in der südlichen Altstadt eine zweite Hilfsschule gegründet wird, die bald die erste Gründung zahlenmäßig überflügelt. Die hauptsächliche Reaktion des Schulinspektors, der Lehrpersonen und privater, meist kirchlich orientierter Vereine auf die soziale Problematik besteht in intensiven Bemühungen um berufliche Eingliederung, die in die bereits erwähnte jahrelange nachgehende Fürsorge münden. Auf diesem Gebiet erreicht die frühe Hilfsschulpädagogik

ihre höchstrangigen pädagogischen Leistungen (auch wenn diesen nur allzu oft kein dauerhafter Erfolg beschieden war).

Vorläufiges Fazit

Die historischen Anfänge der Schule für Lernbehinderte legen in mancher Hinsicht den Grund für deren problematische Situation heute: Das Verhältnis zur Allgemeinen Schule war ambivalent. Einerseits warb die Hilfsschule mit dem zweifelhaften Argument der Entlastung, andererseits schien in der Allgemeinen Schule keine besondere Begeisterung darüber zu bestehen. Abgesehen davon, daß die Sonderpädagogik wie ein unausgesprochener Vorwurf an die 'normale' Pädagogik wirken mag, hatte man schon lange andere Mittel, sich von der „Last“ zu befreien: Man ließ die Kinder auf den hinteren Bänken sitzen, oder man entließ sie als „bildungsunfähig“ aus der Schule.

Die städtischen Instanzen begrüßten einerseits die neue Schule, andererseits erschienen die geforderten, für damalige Verhältnisse winzigen Klassenfrequenzen denn doch als zu teuer. So wurden zwar - auch von den Vertretern der Hilfsschulidee - hohe Erwartungen aufgebaut, doch waren der Hilfsschule die Bedingungen zu deren Einlösung von Anfang an versagt. Allenfalls im Bereich der Berufsvorbereitung und der nachgehenden Fürsorge konnte sie glänzen.

Auch die Bestimmung der Schülerschaft ist gleich von mehreren 'Einerseits-Anderseits' geprägt: Die Kinder wurden zwar als nicht normal entwickelt und schwachbefähigt verstanden, in jedem Falle als unfähig, vom Volksschulunterricht zu profitieren, aber sie sollten nicht auf der Stufe der „Blödsinnigen“ stehen, die überhaupt nicht mehr schulbildungsfähig seien. Als die entscheidenden Bedingungen der Schulprobleme der Kinder wurden a priori die schwach entwickelten geistigen (heute würde man sagen: intellektuellen) Fähigkeiten festgesetzt, und man fand auch viele Belege dafür; auf der anderen Seite machte man in der täglichen pädagogischen Arbeit immer wieder Erfahrungen, die jene theoretische Setzung hätten in Frage stellen müssen. Insbesondere wurden die Lehrpersonen beinahe täglich mit der Armut und der randständigen sozialen Position der Kinder und ihrer Familien konfrontiert.

All diese Widersprüche oder Uneindeutigkeiten schleppte die Hilfsschule jahrzehntelang mit sich, trug sie hinüber in die Phase der Schule für Lernbehinderte und vermag sie im Grunde bis heute nicht aufzulösen. Daß in jüngster Zeit wieder ein Begriffswirrwarr einsetzt mit seinem Nebeneinander von „Schule für Lernbehinderte“, „Förderschule“ und „Schule für Lernhilfe“, ist nur ein Indiz dafür. Nur kann ich heute oft nicht einmal das ernsthafte Bemühen erkennen, wie am Ende des 19. Jahrhunderts eine Klärung herbeizuführen. Und ob die Abschaffung dieser problematischen Form von Sonderschule eine Lösung darstellte, ist auch noch eine offene Frage

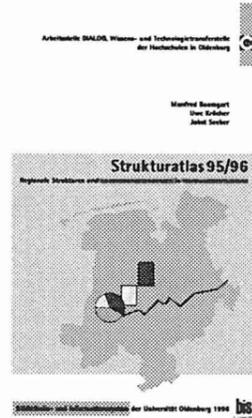
Der Autor



Prof. Dr. Ulrich Schröder, Sonderpädagoge am Institut für Erziehungswissenschaft 2 im Fachbereich 1 Pädagogik, wurde 1978 nach Oldenburg berufen. Nach mehrjähriger Tätigkeit als Lehrer studierte er in Köln Psychologie, Pädagogik und Kunstgeschichte. Nach der Promotion war er als Akad. Rat in Köln tätig. Seine Forschungsschwerpunkte sind Geschichte der Lernbehindertenpädagogik, Metakognition und vergleichende Sonderpädagogik.

Neu!

Nordwestdeutschland im Überblick Strukturatlas 95/96 erschienen



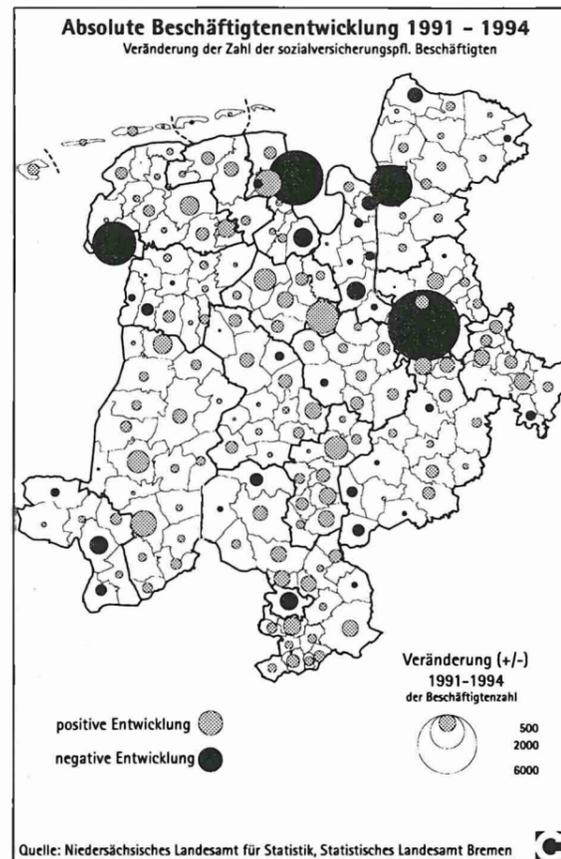
Der Strukturatlas 95/96 gibt Aufschluß über die aktuellen räumlichen Strukturmerkmale in Nordwestdeutschland. Der Nordwesten als eine weitgehend ländlich geprägte, strukturschwache Region in der alten Bundesrepublik erfährt zur Zeit einen dynamischen Entwicklungsprozeß. Wesentliches Kennzeichen dieser demographischen, ökonomischen, sozialen und ökologischen Entwicklungstendenzen ist eine Ausdifferenzierung räumlicher Strukturen. "Neue Wachstumszentren" stehen "alten Schrumpfsregionen" gegenüber, eine räumliche Hierarchisierung und Polarisierung ist auch innerhalb des Nordwestens erkennbar.

In über 70 ausgewählten und z.T. farbigen Karten werden diese Raumstrukturen auf Gemeinde- und Kreisebene abgebildet. Strukturunterschiede und Entwicklungstendenzen der letzten Jahre werden in den Themenbereichen Bevölkerung und Sozialstruktur, Arbeitsmarkt und Wirtschaftsstruktur, Verkehr und Umwelt sowie kommunale Finanzen dargestellt. Ergänzt werden diese Karten durch ausführliche Tabellen, die eine Fülle von amtlichen und halbamtlichen Daten der Gemeinden, Landkreise und kreisfreien Städte zusammenfassen.

Der Strukturatlas der Arbeitsstelle DIALOG erscheint hiermit in einer dritten vollständig überarbeiteten und qualitativ hochwertigen Ausgabe. Er vermittelt den an Regionalentwicklung Interessierten in Verwaltung, Wissenschaft und Wirtschaft einen raschen Überblick über den Nordwesten.

Manfred Baumgart, Uwe Kröcher, Jobst Seeber
Strukturatlas 95/96. Regionale Strukturen und Entwicklungstendenzen in Nordwestdeutschland.
BIS-Verlag Oldenburg 1996, 104 Seiten, ISBN 3-8142-0537-5
Preis: 170,- DM
Zu beziehen über den Buchhandel oder direkt bei:
Bibliothek- und Informationssystem der Universität Oldenburg
Uhlhornsweg 49-55
26015 Oldenburg
Fax: (0441)798-4040

Beispielkarte aus dem Atlas (Seite 30):



Ein Muß für alle Regionsinteressierten!

Chemie

Nachwachsende Rohstoffe und Elektrochemie

Von Susanne Pleus und Carl H. Hamann

In nichtwässrigen Lösungsmitteln lassen sich mittels der negativen Elektrode einer Elektrolysezelle Elektronen direkt auf Zuckermoleküle übertragen. Dies wird für den einleitenden Schritt eines neuen Weges zur Gewinnung modifizierter Zucker, z. B. in Form von Alkyl- und Acylglycosiden, ausgenutzt. Letztere stellen wichtige Fein- oder Spezialchemikalien dar, die als Vorprodukte sowohl in der Medizin und Pharmazie als auch in der Petro- und Farbenchemie sowie Kunststoffindustrie Verwendung finden können. Die hier vorgestellten Arbeiten wurden von der chemischen Industrie und vom Bundesforschungsministerium gefördert.

Die Nutzung nachwachsender Rohstoffe hat in der Chemie eine lange Tradition. Bis 1930 wurden z. B. Kunststoffe (damals Gummi, Vulkanfiber, Celluloid, Galalith) zu 100 Prozent aus nachwachsenden Rohstoffen hergestellt. An der heutigen Rohstoffbasis der chemischen Industrie sind nachwachsende Rohstoffe (in Form von Ölen, Fetten, Zucker, Stärke und Cellulose) mit 1,8 Mio. Tonnen beteiligt. Dies entspricht 10 Prozent des Gewichts und 20 Prozent des Wertes aller verwendeten Chemierohstoffe. Als Produkte seien genannt: Pharmazeutika (Antibiotika, Vitamine), Kosmetika (Haut- und Haarpflegebereich), Detergenzien (Tenside zur Herstellung von Wasch-, Spül- und Reinigungsmitteln, Emulgatoren und Hilfsmittel bei der Färberei), Pflanzenschutzmittel, Verpackungsmaterialien (Papier, Filme, Folien), Textilien (Appreturen), Klebstoffe (Tapetenkleister, Leime für Holzplatten), Baustoffe (Gips-, Kartonplatten) sowie Chemikalien (Kunstharze, Polyurethane, Polyether, Phenolharze, Weichmacher, organische Säuren).

Für die medizinische Forschung sind vor allem Glycokonjugate aus Kohlenhydraten und Proteinen (Glycoproteine) oder Lipiden (Glycolipide) als Hauptbestandteile von Zellmembranen von entscheidender Bedeutung, besonders seit bekannt ist, welche Rolle dem Kohlenhydratteil im pharmakologischen und cytotoxischen Sinne zukommt. So erfüllt der Kohlenhydratteil wichtige Funktionen bei der Zell-Zell-Erkennung und -Wechselwirkung, bei der Zellwachstumskontrolle und Krebsentstehung.

Aus industrieller Sicht stellen die angeführten Stoffe Fein- oder Spezialchemikalien dar, welche zu guten Preisen absetzbar sind. Technische und wirtschaftliche Kriterien entscheiden bei solchen Produkten zwischen nachwachsender Rohstoff- oder petrochemischer Basis. Ein Wettbewerbsvorteil - und damit eine intrinsische (auch bei Fehlen von Subventionen vorhandene) Wirtschaftlichkeit - wird für den nachwachsenden Rohstoff um so größer, je besser die für das Produkt gewünschte molekulare Zielstruktur im Rohstoff bereits vorgegeben ist.

Der Zugang zu chemischen Grundprodukten (wie etwa Ethylen, Propylen, Benzol, Toluol) aus nachwachsenden Rohstoffen hingegen ist unökonomisch. Die von der Natur mit erheblichem Energieaufwand (Solareinstrahlung) gebildeten komplexen Molekülstrukturen - hinzu tritt der energetische und wirtschaftliche Aufwand für den Anbau - werden unter weiterem Energieaufwand in niedermolekulare, niedrigpreisige Stoffe umgeformt. Hier wird die petrochemische Basis -



Abb. 1: Elektrolysezelle für Laboruntersuchungen. Blau: Kathodenraum, Rot: Anodenraum. Im mit farbloser Lösung gefüllten Raum befindet sich eine weitere Elektrode, welche der Kontrolle der Elektrolysespannung dient.

im künftigen Jahrhundert die Kohlebasis - ausschlaggebend bleiben. Auch die Gewinnung von Motortreibstoffen aus nachwachsenden Rohstoffen ist problematisch. Für den Fall des sog. Zuckeralkohols - Vergärung von Zucker zu Ethanol - greifen die soeben ausgeführten Überlegungen. Für den Fall von Biodiesel werden die von der Natur aufgebauten Großmoleküle des Rapsöls zwar nicht zerstört, sondern nur modifiziert (zum Rapsölmethylester). Dafür ist jedoch der Anbau der Rapspflanze energetisch sehr aufwendig, kaum eine Pflanze benötigt mehr Düngemittel. Auch die Frage nach einer Verbesserung der CO₂-Bilanz bleibt offen: mit einem spitzen Bleistift gerechnet wären die CO₂-Emissionen bei Anbau, Aufzucht und Verarbeitung des nachwachsenden Rohstoffes ebenso in Rechnung zu stellen wie etwa für die (anteilige) Herstellung der Arbeitsmaschinen. Als Charme des Biodiesels verbleibt aber die doppelte Subvention (in Form der Anbauprämie und des Verzichts auf Mineralölsteuer) - und blühende Rapsfelder sind ein ästhetischer Reiz.

Im folgenden wird ein neues Verfahren zur einfachen Gewinnung wertvoller Produkte aus nachwachsenden Rohstoffen dargestellt. Natürliche Kohlenhydrate sowie daraus einfach erreichbare Folgeprodukte werden elektrochemisch (d. h. mittels einer Elektrolyse) modifiziert. Es entstehen wichtige Feinchemikalien, welche gerade für die medizinische Forschung - als Bausteine bei der Synthese von Glycokonjugaten - Bedeutung haben.

Geschichtliches zur Elektrochemie der Kohlenhydrate

Die früheste Arbeit zur Elektrochemie von Kohlenhydraten ist aus dem Jahre 1872. H. T. Brown beschreibt darin die Elektrolyse von Saccharose und Glucose in einer Becherglaszelle mit Platinelektroden. Sie führte zu einer CO_2 -Entwicklung und einem nicht näher beschriebenen Produktgemisch. Und es wird in dieser Arbeit auf eine Veröffentlichung des Holländers Brewster aus dem Jahre 1866 hingewiesen. Damit wäre - vorbehaltlich daß es nicht noch ältere Arbeiten gibt - die Elektrochemie der Kohlenhydrate 125 Jahre alt.

Eine systematische Elektrochemie der Kohlenhydrate beginnt allerdings erst um die Jahrhundertwende. C. Neuberg setzte 1908 Glucose an einer Bleianode in wäßriger Schwefelsäure zu einem Gemisch aus Gluconsäure, Arabinonsäure, Formaldehyd und weiteren Produkten um. Gluconsäure als gewünschtes Alleinprodukt konnten erst H. S. Isbell und H. L. Frush 1931 darstellen. Sie erzeugten an der Anode aus Bromid Hypobromid, welches die Glucose in Gluconsäure überführt. Zugegebenes Calciumhydroxid bildet mit letzterer sofort unlösliches Calciumgluconat. Diese Verfahrensweise wurde in den dreißiger Jahren industriell betrieben. Heute wird Gluconsäure enzymatisch aus Glucose gewonnen.

Angeregt durch die Arbeiten von Emil Fischer 1880, dem eine Umsetzung von Aldosen zu den Alkoholen an Natriumamalgam gelang, versuchte W. Loeb 1910 die erste direkte Elektrolyse von Glucose an Blei als Kathode in schwefelsaurer Lösung. Sie führte noch nicht zu dem gewünschten Ziel, der Umsetzung von Glucose zu Sorbitol. Erst die Arbeiten von Creighton 1926 ermöglichten die gewünschte Reaktionsführung. Sie wurde durch die Verwendung schwach alkalischer Lösung ermöglicht. 1937 wurde auf dieser Basis mit der kommerziellen elektrochemischen Herstellung von Sorbitol aus Glucose durch die Atlas Powder Company begonnen. Das Verfahren wurde im weiteren ausgebaut. Heute ist das Verfahren gegenüber einer chemisch katalytischen Hydrierung an Raney-Nickel nicht mehr konkurrenzfähig. Allein in Indien soll, wie berichtet wird, noch eine Anlage kleiner Kapazität arbeiten.

Eigene Arbeiten

Einige Jahre zurückliegende eigene Arbeiten auf dem Gebiet der Kathodischen Umsetzung einfacher aliphatischer Alkohole wie Methanol und Ethanol haben gezeigt, daß sich diese Moleküle durch Direktübertragung von Elektronen mit hohen Umsatzzahlen in Anionen (Alkoholat-Ionen) und Wasserstoff spalten lassen (Abbildung 1 und 2). Werden an der Anode Chloridionen entladen und ordnet man zwischen den Elektroden eine selektiv für die Alkali-Kationen durchlässige Membran an, so entsteht im Kathodenraum das begehrte industrielle Zwischenprodukt Alkalialkoholat CH_3ONa bei einer Elektrolysespannung um 3 V in einer elektrochemischen Direktsynthese (das heutige industrielle Verfahren geht von zuvor erzeugtem Natriumamalgam aus).

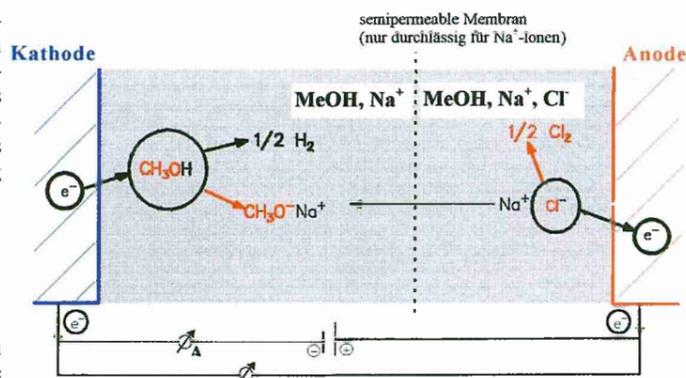


Abb. 2: Elektrochemische Direktsynthese von Natrium-Methanolat

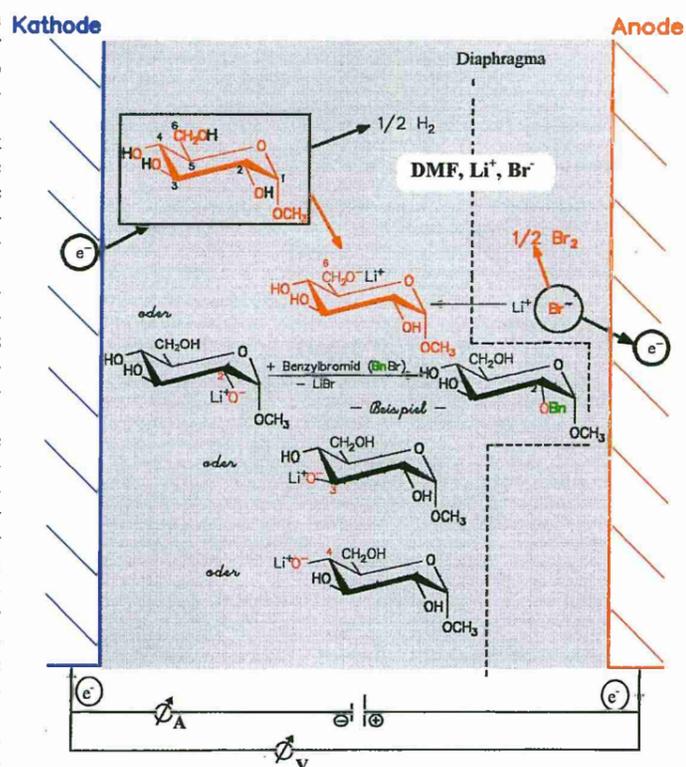


Abb. 3: Direktübertragung von Elektronen auf ein Kohlenhydrat-Molekül und Folgereaktionen

Die Direktübertragung von Elektronen auf Alkohole verliert allerdings schnell an Geschwindigkeit, wenn man zu langkettigen oder zu verzweigten aliphatischen Alkoholen übergeht. Eine technische Nutzung scheidet dann. Im Falle von Kohlenhydraten - die aus chemischer Sicht ja ebenfalls Alkohole („Polyole“) darstellen - nimmt die Reaktionsgeschwindigkeit dann wieder soweit zu, daß eine präparative Nutzung möglich ist.

Diese Reaktion wurde in der letzten Zeit von uns ausführlich studiert. Da eine Elektrolysespannung von mehr als 3 V erforderlich ist, verwenden wir als Lösemittel Dimethylformamid (DMF) - Wasser als Lösemittel würde bei dieser Elektrolysespannung sofort zu Wasserstoff und Sauerstoff zersetzt. Abbildung 3 zeigt im linken oberen Teil beispielhaft das Substratmolekül Methyl α -D-Glucopyranosid (vereinfachte Darstellung. An den mit 1 - 6 gekennzeichneten Stellen sind

Kohlenstoffatome positioniert) und seinen Übergang nach Elektronentransfer in das Anion und den Wasserstoff. Als Reaktion an der Gegenelektrode läuft die Bildung elementaren Broms aus Lithiumbromid Li^+Br^- ab. Die zurückbleibenden Lithiumionen bilden wie im vorhergehenden Fall der Abb. 2 das Alkalialkoholat (Zuckeralkoholat).

Dieses stellt jetzt jedoch noch nicht das gewünschte Produkt dar. Vielmehr wird nach Ende der Elektrolyse - weitgehender Erschöpfung des im DMF gelösten Zuckers - ein Abfangreagenz zugegeben. In der Abbildung wurde als Beispiel Benzylbromid als Reagenz gewählt, der Zucker wird somit benzyliert (Bildung des Benzylethers).

Wie aus Abb. 3 ersichtlich, können sich aufgrund mehrfach vorhandener OH-Gruppen („Polyfunktionalität“) gegebenenfalls unterschiedliche Anionen und damit auch unterschiedliche Produkte bilden - nach chemischer Bruttoformel zwar identisch, aber von unterschiedlicher molekularer Konfiguration („Isomere Produkte“). In der chemischen Systematik spricht man je nach substituierter Position von 2-O-Benzyl methyl- α -D-glucopyranosid (in der Zeichnung ausgeführtes Beispiel) bzw. von 6-O-, 3-O- und 4-O-Benzyl methyl- α -D-glucopyranosid.

Nach Beendigung der Reaktion mit dem Abfangreagenz werden die Produkte von Lösungsmittel und Salzkomponente abgetrennt und untereinander aufgetrennt (voneinander isoliert, mittels Säulenchromatographie). Die genaue Identifizierung (nach substituierten C-Positionen) erfolgt mittels Kernspinresonanz (nuclear magnetic resonance, NMR). Selbstverständlich wird die Produktverteilung - der Anteil unterschiedlicher Substitutionspositionen am Produktspektrum - von Einsatzstoff und Abfangreagenz abhängen.

Für den Fall der in Abb. 3 dargestellten Reaktion erhält man als Hauptprodukt den 2-O-Benzylether zu 55 Prozent und den 6-O-Benzylether an zweiter Stelle zu 19 Prozent. Der Rest verteilt sich auf die 3- und die 4-Position (5 bzw. 7 Prozent) sowie auf diverse Mehrfachsubstitutionen im Prozent-Bereich. In anderen Fällen wurden - in Produktionsverfahren zumeist dringlich erwünschte - Substitutionen zu 100 Prozent an nur einer Position erzielt.

In unseren Arbeiten haben wir bisher insgesamt 18 unterschiedliche Zucker, darunter auch natürlich vorkommende Spezies wie etwa Saccharose (Rohrzucker), als Einsatzstoffe untersucht. Als Abfangreagenzien fanden 12 unterschiedliche Spezies Verwendung - Alkylhalogenide (z. B. das Benzylbromid aus Abb. 3), Silylchloride (z. B. tert. Butyldiphenylsilylchlorid), Säurehalogenide und -anhydride. Da, wie zuvor ausgeführt, beim Einzelexperiment durch regioselektive Substitution unterschiedliche Isomere entstehen können, ist die Zahl der insgesamt synthetisierten Spezies erheblich. Sie beläuft sich auf mehr als 150, ein erheblicher Anteil davon wurde in der Literatur zuvor nicht beschrieben, also erstmals synthetisiert. Abbildung 4 gibt als Beispiel eine entsprechende Tabelle mit NMR-Daten zur Dokumentation der Analytik aus einer Fachpublikation wieder.

Die synthetisierten Spezies stellen chemisch Zucker dar, bei denen eine bestimmte OH-Gruppe durch eine O-Alkyl- oder O-Acylgruppe

Verbindung	H-1		H-2		H-6'
	(J _{1,2})	(J _{1,3})	(J _{2,3})	(J _{2,4})	
4,6-Di-O-acetyl-3-O-benzyl-D-galactal	6.40dd (6.4)	(1.8)	4.80ddd (3.9)	(0.4)	4.20m
3,6-Di-O-acetyl-4-O-benzyl-D-galactal	6.40d (6.1)	(0.6)	4.85dd (4.3)		4.20-4.50m (11.2)
3,4-Di-O-acetyl-6-O-benzyl-D-galactal	6.45dd (6.3)	(1.8)	4.65dd (4.0)	(2.0)	3.50-3.70ddd (10.0)
6-O-Acetyl-3,4-di-O-benzyl-D-galactal	6.35d (6.3)		4.99ddd (3.3)	(0.8)	4.25-4.50m (12.0)
4-O-Acetyl-3,6-di-O-benzyl-D-galactal	6.40dd (6.3)	(3.0)	4.75m (3.9)	(1.9)	3.50-3.70ddd (10.4)
3-O-Acetyl-4,6-di-O-benzyl-D-galactal	6.35dd (6.2)	(1.4)	4.75m (2.9)	(0.5)	3.65-3.80ddd (10.0)
6-O-Acetyl-D-galactal	6.37dd (6.3)	(1.5)	4.72m (3.7)	(1.8)	4.34-4.40m (11.4)
3,4-Di-O-acetyl-D-galactal	6.49dd (6.3)	(1.8)	4.73ddd (2.7)	(1.7)	3.82ddd (12.1)
3,6-Di-O-acetyl-D-galactal	6.43dd (6.3)	(1.8)	4.65ddd (3.8)	(1.7)	4.15m (12.2)
4,6-Di-O-acetyl-D-galactal	6.40dd (6.2)	(1.6)	4.75m (2.4)		4.15-4.30m (12.2)
3,4,6-Tri-O-acetyl-D-galactal	6.40dd (6.3)	(1.8)	4.70ddd (2.5)	(1.7)	4.20-4.30m (11.5)

Abb. 4: Einige der synthetisierten Substanzen nebst zugehörigen NMR-Daten

ersetzt worden ist. Solche Gruppen sind wesentlich weniger reaktiv als OH-Gruppen selbst. Das Molekül kann also nunmehr mit anderen Stoffen umgesetzt werden, ohne daß die in Rede stehende Position angegriffen wird. Die Alkyl- bzw. Acylgruppe wird daher chemisch als Schutzgruppe gekennzeichnet, welche weitere regioselektive Reaktionen (z. B. zu in der Einführung genannten Feinchemikalien führend) überhaupt erst ermöglicht.

In der organisch-präparativen Chemie wird die Bildung von Zuckeranionen unter Zuhilfenahme gebräuchlicher Basen wie NaH, LiH, KOH und Ag₂O erreicht. Um gezielte, regioselektive Alkylierungen und Acylierungen, die in der Schutzgruppenchemie der Kohlenhydrate unersetzlich sind, durchführen zu können, müssen zudem Hilfsreagentien, wie metallorganische Verbindungen, eingesetzt werden.

Verwendet man, wie hier beschrieben, Elektronen als Reagenz, so läßt sich eine erhebliche Menge entsprechender Abfallstoffe einsparen.

Fazit

Neue Synthesewege für bekannte Substanzen bzw. die Synthese neuer Substanzen sind wichtige Ergebnisse chemischer Grundlagenforschung. Dies gilt auch dann noch, wenn die Ergebnisse nicht - wie heute oftmals gefordert - in Nullzeit in die industrielle Praxis umgesetzt werden. Der berühmte Maxwell soll einmal auf die Frage eines englischen Finanzministers nach dem Sinn seiner Forschungen (sinngemäß) geantwortet haben: „Einer Ihrer Nachfolger wird darauf schon noch Steuern erheben“.

Die Autoren



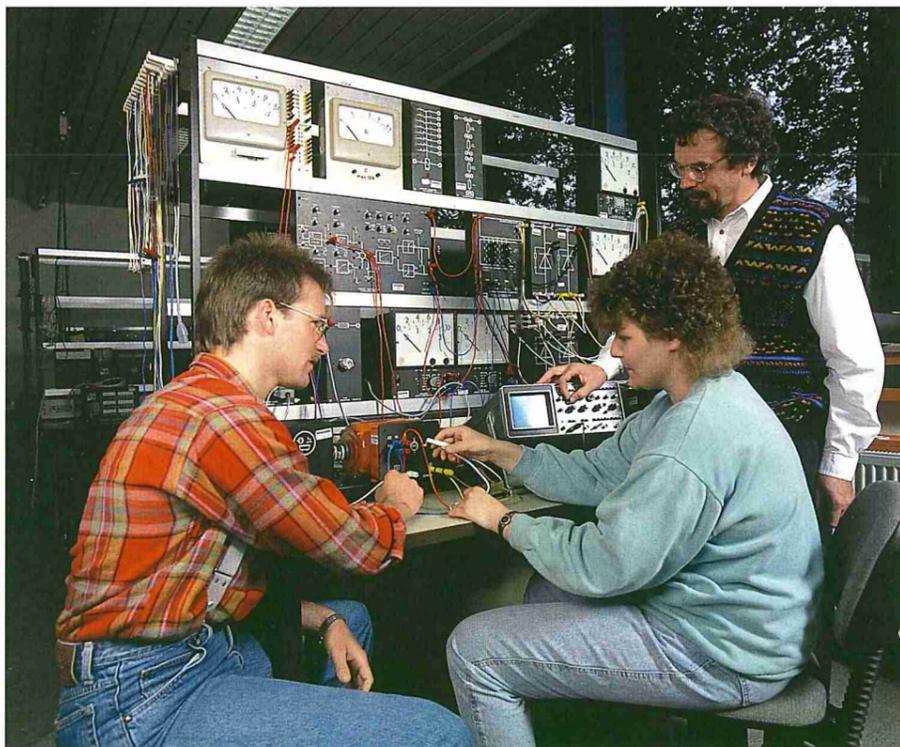
Elektroden, welche enantioselektive Elektrolysen ermöglichen sollen. Prof. Dr. Carl H. Hamann (58) studierte Mathematik, Physik, Biologie und Volkswirtschaft in Hamburg und in Bonn. Er wurde 1975 auf den seinerzeit neu eingerichteten Oldenburger Lehrstuhl für Angewandte Physikalische Chemie berufen. Sein Hauptinteresse gilt elektrolytischen Produktionsprozessen.

Dr. Susanne Pleus (31) studierte Chemie in Münster und Oldenburg. Sie promovierte 1994 im hiesigen Arbeitskreis Angewandte Physikalische Chemie. Sie arbeitet dort jetzt als wissenschaftliche Assistentin an

Lebensgeschichtliche Chancen durch berufliche Rehabilitation?

Gerd Vonderach, Vera Herrmann und Eileen Beyer

Die berufliche Rehabilitation ist Teil eines differenzierten sozialpolitischen Systems von Hilfen für körperlich, geistig oder seelisch behinderte oder von Behinderung bedrohte Menschen. In einer empirischen Untersuchung in Berufsförderungswerken wurden bemerkenswerte Unterschiede in der individuellen lebensgeschichtlichen Bedeutsamkeit der beruflichen Neuausbildung herausgefunden, die dort zum Zwecke der beruflichen Wiedereingliederung durchgeführt wird.



Chance eines beruflichen Neuanfangs: Elektromechanikerausbildung im Berufsförderungswerk Bookholzberg

Der Anspruch auf eine berufliche Rehabilitation im Falle einer Behinderung oder einer drohenden Behinderung als Folge einer Erkrankung oder eines Unfalls kann als eine besondere Errungenschaft des Sozialstaates in der Bundesrepublik Deutschland bewertet werden. Häufigster Träger, das heißt Bewilliger und Finanzierer von Maßnahmen zur beruflichen Rehabilitation, ist die Bundesanstalt für Arbeit, gefolgt von den Rentenversicherungen und den Unfallversicherungen. Im Mittelpunkt beruflicher Rehabilitation stehen berufsfördernde Bildungsmaßnahmen zur Ermöglichung der beruflichen Ersteingliederung oder zur Ermöglichung der beruflichen Wiedereingliederung von Personen, die bereits erwerbstätig waren oder sind. Dem ersten Zweck dienen Berufsbildungswerke, dem zweiten Zweck dient in besonderer Weise ein Netz von Berufsförderungswerken, das vor allem in den 70er

Jahren in Westdeutschland ausgebaut und seit 1990 auch auf die neuen Bundesländer ausgedehnt wurde. In Niedersachsen gibt es die Berufsförderungswerke Weser-Ems (Bookholzberg), Bad Pyrmont und Goslar, in Bremen das Bfw Bremen-Lesum (Friedehorst).

Der Altersdurchschnitt der Teilnehmer, von denen etwa ein Viertel Frauen sind, liegt bei knapp dreißig Jahren. Die meisten sind Facharbeiter mit Hauptschulabschluss, die ihren Beruf nicht mehr ausüben können. Die häufigsten Behinderungsarten sind Erkrankungen des Bewegungs- und Stützapparates. Zunehmend ist der Anteil von psychischen Störungen und von Hautkrankheiten, insbesondere Allergien. Wir haben in einem vom Land Niedersachsen geförderten Forschungsvorhaben die lebensgeschichtliche Bedeutung der beruflichen Neuausbildung in Berufsförderungswerken untersucht. Zu diesem

Zweck wurden mit mehr als 30 männlichen und weiblichen Rehabilitanden in den Berufsförderungswerken Bookholzberg und Bad Pyrmont offene biographische Gespräche geführt. Die Auswertung der Gespräche führte zur Erarbeitung von Fallgeschichten und fallübergreifenden Fallreihen, die bemerkenswerte Unterschiede in der subjektiven Wahrnehmung der lebensgeschichtlichen Bedeutsamkeit der beruflichen Neuausbildung erkennen ließen. Wir konnten verschiedene Fallreihen mit jeweils typischen Mustern der Zielorientierung feststellen, welche die Rehabilitanden mit ihrer neuen Berufsausbildung vorrangig verfolgten.

Wiederherstellung einer Berufsnormalität

In der Sicht dieser Rehabilitanden, die etwa ein Viertel unserer Gesprächspartner ausmachten, ist der Abbruch ihrer bisherigen erwerbs- und berufsbiographischen Normalität der Grund für ihre berufliche Neuausbildung. Ihre Behinderung entstand oft aus einem abrupt eingetretenen Widerfahrnis, das ihr bisheriges Leben entscheidend veränderte, durch einen schweren Arbeits- oder Verkehrsunfall etwa oder z.B. durch einen Herzinfarkt. In anderen Fällen sind es chronische und progressive Erkrankungen oder Verschleißprozesse, mitunter auch Allergien, die einen Verbleib im bisherigen Berufsfeld nicht mehr erlauben. Gemeinsam ist diesen Umschülern, die am ehesten dem sozialpolitischen Leitbild der beruflichen Rehabilitation entsprechen, die Zielorientierung, in Zukunft wieder eine ihren früheren Lebensumständen gleichwertige berufliche Normalität und Kontinuität zu realisieren. Zu diesem Zweck akzeptieren sie notgedrungen eine berufliche Umschulung und zeigen sich dankbar für die im Berufsförderungswerk erhaltene Unterstützung.

Die Mehrzahl dieser Rehabilitanden sind frühere Facharbeiter, für die eine qualifizierte Berufsarbeit der Absicherung des eigenen oder familiären Lebensunterhalts dient und zugleich eine arbeitsinhaltsreiche und berufliche Identifikation sowie eine zufriedenstellende soziale Platzierung ermöglichen soll.

Eine andere Gruppe bilden männliche Rehabilitanden, die vor ihrer Behinderung ohne Berufsausbildung eine körperlich anstrengende Anlernertätigkeit ausübten. Sie wagen nun das Experiment einer Berufsausbildung; ihrer familiären Ernährerrolle würden sie notfalls aber auch als Frührentner oder mit beruflich unqualifizierter Arbeit nachkommen.

Beruflicher Wiedereinstieg und Aufstieg

Für eine andere Fallreihe entstand aus der Notwendigkeit des Berufswechsels, die sich aus ihrer Behinderung ergab, zugleich die unverhoffte Chance einer Berufskarriere durch berufliche Fortbildung in ihrem bisherigen Tätigkeitsfeld. In unserer Untersuchung handelt

Fallreihenbildung

unterschiedlicher lebensgeschichtlicher Bedeutsamkeit der beruflichen Umschulung von Rehabilitanden

A. Das Widerfahrnis einer Behinderung als vorrangige subjektive Ursache der neuen Berufsausbildung

Unterschiedliche Muster der Zielorientierung:

1. Angestrebte Wiederherstellung berufsbiographischer Kontinuität
2. Angestrebte Wiederherstellung erwerbsbiographischer Kontinuität
3. Chance beruflich-sozialen Aufstiegs bei der Wiederherstellung berufsbiographischer Kontinuität
4. Bemühen um lebensgeschichtliche und berufsbiographische Stabilisierung trotz Disposition zur psychischen Beeinträchtigung

B. Die Erfahrung nicht gelungener berufsbiographischer Platzierung und Kontinuität als vorrangige subjektive Ursache der neuen Berufsausbildung

Unterschiedliche Muster der Zielorientierung:

5. Angestrebte Verbesserung der berufsbiographischen Platzierung und Kontinuität
6. Versuch beruflich/biographischen Neubeginns nach einer lebensgeschichtlichen Fehlentwicklung
7. Versuch beruflich/biographischen Neubeginns nichtberufstätiger Alleinerziehender nach langandauernder Armutsökonomie
8. Angestrebte Realisierung berufsbiographischer Individualisierung und Neuorientierung
9. Unabgeschlossenes Schwanken zwischen berufsbiographischer Anpassung und der Suche nach beruflichen Individualisierungsmöglichkeiten

es sich um frühere Maurer, die aus gesundheitlichen Gründen nicht in ihrem Beruf verbleiben konnten und daraufhin die Möglichkeit einer Ausbildung zum Bautechniker ergriffen. Die ungewohnte Lernsituation beinhaltete für sie eine gesteigerte Anstrengung und Bewältigungsleistung, auch hinsichtlich des Arrangements mit dem Familienleben angesichts der umfangreichen Hausaufgaben. Das erreichbar erscheinende Ziel einer verbesserten beruflich-sozialen Platzierung und anspruchsvollen Berufsaufgabe setzte die dafür erforderlichen Motivationskräfte frei.

Hoffnung auf Stabilisierung

Mit psychosomatischen Erkrankungen, psychischen Beeinträchtigungen oder Suchtproblemen, vor allem Alkoholismus, waren manche Rehabilitanden in früheren Lebensphasen oder unmittelbar vor und auch während der beruflichen Neuausbildung konfrontiert. Nur bei einigen war indessen die psychische Behinderung der offizielle Grund für die Bewilligung der beruflichen Rehabilitation. Die interviewten Rehabilitanden, für die letzteres zutrifft, hatten über längere Zeiträume mit psychischen Krankheiten und Persönlichkeitsstörungen zu tun. Deren Folgen waren der Abbruch beruflicher Ausbildungen und Tätigkeiten, psychotherapeutische Behandlungen und der Aufenthalt in psychiatrischen Kliniken. Eine berufliche Kontinuität und Stabilität konnte hier nicht entstehen; die solcherart entstandene berufliche Dequalifizierung und Perspektivlosigkeit verstärkte wiederum die psychische Beeinträchtigung.

Mit der beruflichen Umschulung versuchen diese Rehabilitanden, einen für sie geeigneten Beruf zu wählen, in dem sie eine Normalbiographie zu realisieren hoffen. Zu ihrem Bewältigungskonzept gehört eine qualifizierte Berufsarbeit, die Selbstbewußtsein und materielle Selbständigkeit ermöglicht. Solche Rehabilitanden bedürfen einer besonderen Aufmerksamkeit und Hilfestellung während ihres Aufenthalts im Berufsförderungswerk und beim anschließenden Versuch der beruflichen Wiedereingliederung.

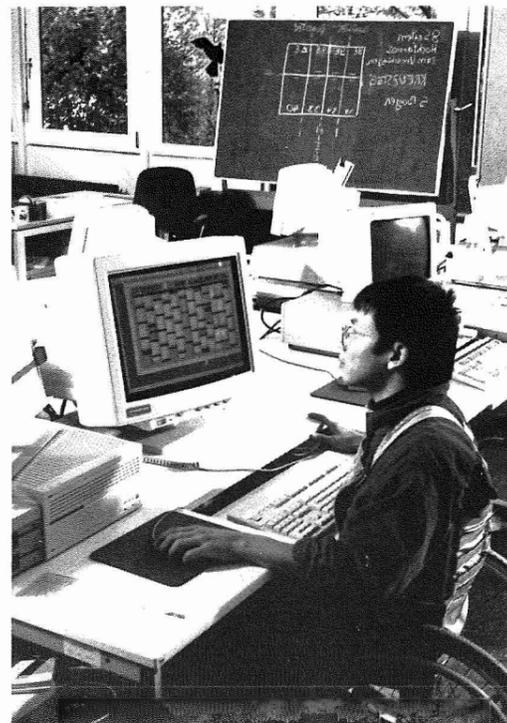
Chance eines Neuanfangs

Bei gut einem Drittel unserer Gesprächspartner war es primär die Unzufriedenheit mit der bisherigen beruflichen oder lebensgeschichtlichen Entwicklung, die sie dazu führte, eine neue Berufsausbildung anzustreben. Ihre körperliche Behinderung oder gesundheitliche Beeinträchtigung bot ihnen dabei den willkommenen Anlaß, um über die Bewilligung einer beruflichen Rehabilitation zum gewünschten neuen Berufsbeginn zu gelangen.

In der Mehrzahl war es ihre bisherige Berufsentwicklung, die diese Rehabilitanden zu korrigieren suchten. Sie hatten zwar einen Beruf erlernt, übten ihn aber seit längerer Zeit wegen mangelnder Berufsnähe oder schlechter Beschäftigungschancen nicht mehr aus, sondern verrichteten wechselnde Anlernertätigkeiten, die zum Teil in die Arbeitslosigkeit mündeten. Dieser Erwerbssituation, die sie als Berufsverfehlung begriffen, versuchten sie, über eine berufliche Neuausbildung zu entkommen. In der Umschulung gelangten diese Rehabilitanden zu einer Identifikation mit dem gewählten neuen Be-



Ausbildung zur Reiseverkehrskauffrau und am PC zum Schriftsatz für einen Körperbehinderten im Berufsförderungswerk Bad Pyrmont



Individualisierungssuche: Selbstfindung im Beruf?

Für einen Teil insbesondere der jüngeren Rehabilitanden mit weiterführender Schulbildung gilt, daß ihre lebensgeschichtlich-berufliche Ausrichtung vorrangig von der Suche nach berufsinhaltlichen Individualisierungsmöglichkeiten oder von der Realisierung einer bereits vollzogenen Neuorientierung bestimmt wird, von der sie eine berufliche Sinnerfüllung erwarten. Damit scheint die Herstellung berufsbiographischer Kontinuität schwer vereinbar zu sein, ebensowenig die aktuelle Absicht einer Familiengründung.

Die Bedeutsamkeit einer berufsinhaltlichen Individualisierung tritt individuell in unterschiedlichen Lebensphasen in den Vordergrund: als Motivation zur Umschulung, als Bildungsprozeß während der Umschulung oder als Folge beruflicher Diskontinuität erst Jahre nach der Umschulung. Zum Zeitpunkt unserer Gespräche betrieb ein Teil dieser Rehabilitanden seine Umschulung und den beruflichen Neuanfang aus der Motivation heraus, eine bereits gefundene berufsbiographische Neuorientierung zu realisieren. Ein anderer Teil der Rehabilitanden schwankte dagegen während und/oder nach der Umschulung zwischen einer materiellen Absicherung versprechenden berufsbiographischen Anpassung an das jeweils Gegebene

und der weiteren Suche nach Möglichkeiten der berufsinhaltlichen Sinnerfüllung.

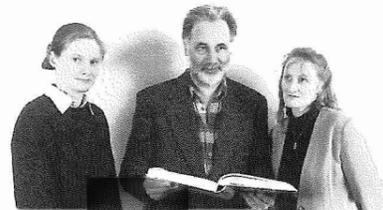
Die erstaunliche Vielfalt in der lebensgeschichtlichen Zielorientierung einer beruflichen Neuausbildung sollte in der Ausbildungs- und Betreuungspraxis der Berufsförderungswerke und zuvor bei der Einleitung des Rehabilitationsverfahrens und der Beratung der Betroffenen seitens der Rehabilitationsträger berücksichtigt werden. Dies betrifft insbesondere die Frage der richtigen Berufsfindung, das Erfordernis gezielter Hilfsangebote und die Entscheidung über die im Einzelfall zweckmäßige Ausbildungsstätte.

Die erste Fallreihe, die spezifische weibliche Lebensgeschichten repräsentiert, handelt es sich um Frauen, die früh geheiratet haben und wegen ihrer Kinder ihre Berufstätigkeit aufgaben. Die gewünschte Familiennormalität gelang ihnen jedoch nicht, da die Ehen scheiterten. Dies versetzte die Frauen als Alleinerziehende in eine prekäre Situation, die von ihnen nur durch eine kompetent gehandhabte Armutsökonomie bewältigt werden konnte. Unzureichende Unterhaltszahlungen machten die Aufnahme von Teilzeitarbeit erforderlich, soweit dies die Kinderbetreuung zuließ. Gesundheitliche Schäden führten aber zur Aufgabe der Erwerbsarbeit und zur Sozialhilfeabhängigkeit. Sie dienten indessen zugleich als Anspruchsbasis für eine neue Berufsausbildung als Rehabilitationsmaßnahme, die von den Frauen beantragt wurde, als mit dem Erwachsenwerden ihrer Kinder eine Entlastung von ihren Familienaufgaben möglich wurde. Die von ihnen gewollte biographische Öffnung verbindet sich mit Flexibilitäts- und Lernbereitschaft. Vom Berufseinstieg erhoffen sie sich einen neuen Lebensabschnitt materieller Verbesserung, sozialer Anerkennung und beruflicher Sinnerfüllung.

Alleinerziehende Frauen: ein neuer Lebensabschnitt als Berufstätige

Bei dieser Fallreihe, die spezifische weibliche Lebensgeschichten repräsentiert, handelt es sich um Frauen, die früh geheiratet haben und wegen ihrer Kinder ihre Berufstätigkeit aufgaben. Die gewünschte Familiennormalität gelang ihnen jedoch nicht, da die Ehen scheiterten. Dies versetzte die Frauen als Alleinerziehende in eine prekäre Situation, die von ihnen nur durch eine kompetent gehandhabte Armutsökonomie bewältigt werden konnte. Unzureichende Unterhaltszahlungen machten die Aufnahme von Teilzeitarbeit erforderlich, soweit dies die Kinderbetreuung zuließ. Gesundheitliche Schäden führten aber zur Aufgabe der Erwerbsarbeit und zur Sozialhilfeabhängigkeit. Sie dienten indessen zugleich als Anspruchsbasis für eine neue Berufsausbildung als Rehabilitationsmaßnahme, die von den Frauen beantragt wurde, als mit dem Erwachsenwerden ihrer Kinder eine Entlastung von ihren Familienaufgaben möglich wurde. Die von ihnen gewollte biographische Öffnung verbindet sich mit Flexibilitäts- und Lernbereitschaft. Vom Berufseinstieg erhoffen sie sich einen neuen Lebensabschnitt materieller Verbesserung, sozialer Anerkennung und beruflicher Sinnerfüllung.

Die AutorInnen



Prof. Dr. Gerd Vonderach (54), Arbeitssoziologe am Institut für Soziologie, wurde 1974 an die Universität Oldenburg berufen. Er war nach dem Studium

der Sozialwissenschaften zunächst als wissenschaftlicher Assistent an der Pädagogischen Hochschule Oldenburg tätig und erhielt 1972 eine Berufung an die Universität Bremen. Von dort kehrte er nach Oldenburg zurück. Seine Forschungsschwerpunkte: Arbeits- und Berufssoziologie, Land- und Agrarsoziologie, Geschichte der Arbeitsmarktpolitik, Biographieforschung. - Dr. Vera Herrmann (34) war nach ihrem sozialwissenschaftlichen Studium und der Promotion in Oldenburg zunächst bei der Forschungsgesellschaft für Agrarpolitik und Agrarsoziologie in Bonn tätig. 1994 wechselte sie in das Projekt "Lebensgeschichte und berufliche Rehabilitation". Forschungsaufenthalte an den Universitäten Aberdeen und Basel. - Eileen Beyer (28), Magisterstudium mit den Fächern Anglistik, Soziologie und Germanistik, war als wissenschaftliche Hilfskraft an dem Projekt beteiligt.

Einstimmige Vorstandswahl

Nicht nur der Vorsitzende der Universitätsgesellschaft, der Unternehmer Peter Waskönig, sondern auch die übrigen Mitglieder des Vorstandes wurden einstimmig am 23. November bei der Jahresversammlung der Gesellschaft gewählt bzw. wiedergewählt. Dem Vorstand gehören außer Waskönig Oberbürgermeister Dieter Holzapfel, Dr. Günter König (Industrie- und Handelskammer), Prof. Michael Daxner (Universität), Geschäftsführer Heiko Büsing, Werner Mock (IG Medien), Prof. Horst K. Schminke (Universität) und Ursula Maria Schute (Oldenburgische Landschaft) an. Der neue Beirat, ebenfalls mit einem einstimmigen Votum der Mitglieder ausgestattet, setzt sich aus Wilfried Barnstedt, Hubert Bittner, Dr. Jörg Bleckmann, Rita Browleit, Prof. Götz Frank, Rolf Gerwien, Ina Grieb, Johannes Johannsen, Axel König, Prof. Laurenz Lachnit, Eckart Otter, Prof. Rolf Schaefer, Arno Schreiber, Dietmar Schubert und Rolf Seelheim zusammen.

Hohe Präsenz beim Neujahrsempfang

Hohe Präsenz zeigten beim gemeinsamen Neujahrsempfang mit der Universität die Mitglieder der Universitätsgesellschaft im Oldenburgischen Staatstheater. Von den 650 Plätzen waren über 230 von den Mitgliedern der Gesellschaft belegt. Das sei ein Zeichen, daß die Universität ein hohes Interesse bei vielen Bürgern der Region genieße, sagte dazu der Vorsitzende der Universitätsgesellschaft, Peter Waskönig. Er kündigte an, daß sich die Universitätsgesellschaft auch im nächsten Jahr an dem Neujahrsempfang - verbunden mit einer Theateraufführung - beteiligen werde.

Mehr Information für Mitglieder

Vorstand und Beirat wollen für die Mitglieder der Universitätsgesellschaft vierteljährlich ein Informationsblatt herausgeben, das über die Arbeit der Gesellschaft berichtet, auf wichtige Ereignisse in der Universität hinweist und einen Veranstaltungskalender über Vortragsreihen u.a. in der Universität enthält.

Zuwächse

Die Universitätsgesellschaft ist weiter im Aufwind. Die Mitgliederzahl steigt und nähert sich jetzt der 500.

Bessere Kontakte

Stärkere Kontakte möchte die Universitätsgesellschaft zwischen ihren Mitgliedern und Angehörigen der Universität knüpfen. Im Rahmen dieses Programms soll es eine Betriebsbesichtigung, den Besuch eines Fachbereichs sowie einen Kommunikationsabend mit StudentInnen und WissenschaftlerInnen geben.

Großes Interesse an Technologiezentrum

Auf eine überraschend hohe Resonanz ist das von Universitätspräsident Prof. Dr. Michael Daxner und Politikern der Region ins Gespräch gebrachte Technologiezentrum gestoßen. Auf eine Umfrage, die die Vorstandsmitglieder der Universitätsgesellschaft, Peter Waskönig und Dr. Günter König, bei Unternehmen der Region durchführten, reagierten 89 Firmen. Fast alle befürworteten den Bau des Zentrums, 18 zeigten Interesse, dort selbst Räume anzumieten.

Noch in diesem Jahr ist die Grundsteinlegung für das 4000 Quadratmeter große Gebäude geplant. Ein Entwurf einer privaten Investorengruppe liegt bereits vor. Auch das

Grundstück ist schon vorhanden. Die Stadt stellt es am Kükersweg in einer Größe zur Verfügung, die bei erhöhtem Bedarf auch einen Ausbau ermöglicht. In dem Gebäude sollen Büros, Labors und Technikhallen sowohl zum Kauf als auch zur Miete angeboten werden.

Technologiezentren im Universitätsbereich sollen Unternehmen die Möglichkeit bieten, stärker mit anwendungsorientierten Forschungsprojekten zusammenzuarbeiten bzw. universitären Projekten die Chance zu geben, über eigene Unternehmensgründungen oder wirtschaftlich selbstständig arbeitende sogenannte An-Institute ihre Produkte zu vermarkten.

Notizen aus der Universität

- In Kooperation mit der Universität Bremen ist der erste Sonderforschungsbereich der Deutschen Forschungsgemeinschaft an der Universität eingerichtet worden. An dem mit 2,5 Millionen Mark geförderten Großprojekt „Neurokognition“ arbeitet eine interdisziplinär zusammengesetzte Forschungsgruppe. Präsident Prof. Dr. Michael Daxner wertete die Einrichtung des Sonderforschungsbereichs als einen weiteren Schritt zu einer ausgeprägten Profilbildung der Universität.

- Hohe Auszeichnung für die Karl Jaspers Vorlesungen zu Fragen der Zeit. Sie wurden von der UNESCO als deutscher Beitrag für die „Weltdekade für kulturelle Entwicklung“ erklärt. Gäste der 1990 gegründeten Vorlesungsreihe waren in der Vergangenheit u.a. Lew Kopelew, Richard von Weizsäcker und Ivan Illich. Künftig soll die Reihe, die von der Niedersachsen-Stiftung finanziert wird, mit weniger bekannten, aber sehr vielversprechenden jungen Wissenschaftlern fortgesetzt werden.

- Friedhelm Hachmeister, Vorstandsmitglied der Oldenburger Botterbloom Milch e.G., ist der Vorsitzende eines vom Fachbereich 4 Wirtschafts- und Rechtswissenschaften gegründeten Fördervereins, mit dessen Hilfe Kooperationsbrücken zwischen Wirtschaft und Wirtschaftswissenschaften gebaut werden sollen. Neben dem wirtschaftswissenschaftlichen Fachbereich waren der Arbeitgeberverband, der DGB und die Stadt Oldenburg an der Gründung beteiligt.

- Die ersten Stipendien der neugegründeten Heinz-Neumüller-Stiftung sind an fünf Doktoranden der Wirtschafts-, Na-

tur- und Rechtswissenschaften vergeben worden. Bei einer monatlichen Förderung von 800 Mark beträgt die Laufzeit der Stipendien ein Jahr.

- Dr. Thea Dücker, Leiterin der Kooperationsstelle Hochschule - Gewerkschaften, ist die Leitung des neugegründeten Kollegs „Arbeit und Wissenschaft“ übertragen worden. Ab dem Sommersemester 1996 soll das Kolleg haupt- und ehrenamtlichen GewerkschafterInnen die Möglichkeit bieten, für zwei Semester als GasthörerInnen an Forschung und Lehre der Universität Oldenburg teilzuhaben. Unterzeichner der Gründungsurkunde waren Heinz-Hermann Witte, Vorsitzender des DGB Niedersachsen, und Prof. Dr. Michael Daxner.

- In Anwesenheit von Niedersachsens Wissenschaftsministerin Helga Schuchardt wurde der Studiengang Jüdische Studien feierlich eröffnet. Weitere Gäste waren Prof. Dr. Aron Bodenheimer, Ehrendoktor der Universität, der Heidelberger Theologe Prof. Dr. Rolf Rendtorff und die Oldenburger Rabbinerin Bea Wyler. Der Studiengang Jüdische Studien besteht seit dem Sommersemester 1995 als Nebenfach im Magisterstudium.

- Er habe sich immer gewiegt, bei Haushaltskürzungen den Notstand auszurufen, erklärte Präsident Prof. Dr. Michael Daxner anlässlich eines neuen Erlasses des Wissenschaftsministeriums, weitere Mittel aus dem bereits verordneten Sparhaushalt der Universität herauszustreichen. Doch es gebe einen Punkt, an dem man sich nicht einfach auf die "neuen Koordinaten" einstellen könne.

Promotionen

Fachbereich 1

- Annegret Helmers*, Thema "Nebenberufliche-Qualifikation für die Bildungsarbeit mit Erwachsenen"
Hans-Joachim Reincke, Thema "Der pädagogische Slöjd. Die schwedische Konzeption des Arbeitsunterrichts von Otto Salomon. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformpädagogik"
Ulrike Daldrup, Thema "Gestaltung menschengerechter Software-Geordnete Intuition als Weg zu software-ergonomischen Benutzungsoberflächen"
Heide von Felden, Thema „Die Rousseau-Rezeption in Schriften von Frauen in Deutschland um 1800“
Karin Kurpjuweit, Thema „Die Bildungs- und Gleichstellungssituation der Frau in Schweden - ein Beitrag zu Frauenforschung in der Europäischen Union“
Monika Adamaszek, Thema „Leibliches Befinden in Familienkontexten - Genographische Mehrebenenanalysen in der Gesundheitsbildung“

Fachbereich 2

- Anke te Heessen*, Thema „Das Werkzeug des Begreifens. Die Bilder-Akademie für die Jugend (1780-84) des Johann Siegmund Stoy“

Fachbereich 3

- Dieter Riemer*, Thema „Grafen und Herren im Erzstift Bremen im Spiegel der Geschichte Lehes“
Ruth Siebers, Thema „Zwischen Normalbiographie und Individualisierungssuche - empirische Grundlagen für eine Theorie der Biographisierung“
Joest Leopold, Thema „Kosmos und Regeneration“
Kyung-Chae Chung, Thema „The Integrated Regional Planning of the Future - A Case Study of the Republic of Korea“
Irmtraud Kannen, Thema „Und das soll Demokratie gewesen sein? - Konflikt und Harmonie im Gemeinderat am Beispiel der Stadt Cloppenburg 1981-1991“
Christos Tsurapis, Thema "Ursprung, Projektierung und Implementierung der Sozialismuskonzeption A. Papandreou 1974-1989"
Maria Cavalcante, Thema "Die sozio-historischen Grundlagen der Entstehung einer migratorischen Tradition in Nordostbrasilien"
Beate Zimpelmann, Thema "Die Rolle von wiss. Gutachten im Bearbeitungsprozeß betrieblicher Umweltkonflikte"
Salim Ali, Thema "Die sozioökonomische Bedeutung des Teeanbaus in Assam (1769-1947)"
Rolf Grave, Thema "Truppenabbau und Stadtentwicklung. Eine Untersuchung am Fallbeispiel der Garnisonsstadt Flensburg"
Thorsten Mack, Thema "Die Sozialstruktur in Stadt und Hausvogtei Oldenburg nach der Steuererhebung von 1744"
Hilmar Westholm, Thema "Elemente einer sozialökologischen Grundbildung an Hochschulen. Umweltbildung als persuasives Instrument der Umweltpolitik"

Fachbereich 4

- Kay Hempel*, Thema "Ökonomische Aspekte einer Erweiterung der Bankdienstleistungen der Deutschen Bundespost POSTBANK. Eine Analyse der Leistungskonzeption unter besonderer Berücksichtigung des Einlagengeschäfts"
Ralph-Ingo Wöhler, Thema "Neuere Systeme zur Produktionsplanung und -steuerung. Eine Evaluation bestandsorientierter Produktionsplanungs- und Steuerungssysteme auf Grundlage eines Modells der Warteschlangentheorie"
Peter Rügge, Thema "Zur Deregulierung des europäischen Erdgasmarktes"

- Nikolai Smirnov*, Thema "Umweltpolitische Instrumente für die Erdölindustrie in Westsibirien"
Chi-Tsung Lin, Thema „Die Energieversorgung Taiwans/R.O.C. - Struktur, Determinanten und Perspektiven - als Beispiel für die energiewirtschaftliche Situation in südostasiatischen Schwellenländern“
Martin Baumert, Thema „Energie und Lebensführung“

Fachbereich 5

- Anette Schmitt*, Thema „Logographie der Eifersucht: Eine inhaltsanalytische Untersuchung von Geschichten über selbsterlebte Eifersucht“
Martin Wollschläger, Thema „Das Berufsbild des Psychologen in der psychiatrischen Klinik. Eine historische und qualitativ-empirische Untersuchung psychologischer Arbeit in den Kliniken des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe“

Fachbereich 7

- Ulvi Dalyan*, Thema „Mesocosm- und Laborexperimente über den Abbau langsam reagierender Kohlenstoff-Verbindungen in Sedimenten und Böden“
Ingo Suhrkamp, Thema „Fett- und Fettsäureabbau durch adaptierte Mikroorganismenpopulationen im methanogenen Milieu und Charakterisierung lipolytischer Neuisolate“
Erik Springer, Thema „Pholygenetic evaluation of Methanosarcinaceae by comparison of partial nucleotide sequences of the methyl coenzyme M reductase (mcrI) A subunit“
Carsten Ritzau, Thema „Pflanzenwespen (Hymenoptera: Symphyta) einer Küstenlandschaft untersucht am Beispiel der Ostfriesischen Inseln“
Claus Dieter Dürselen, Thema „Untersuchungen zur Schwermetallbelastung von Phytoplanktongemeinschaften der Deutschen Bucht unter besonderer Berücksichtigung spezifischer Wechselwirkungen zwischen Metallen bzw. Nährstoffen und Metallen“
Alexandra Makulla, Thema „Einfluß der Konkurrenz um die Stickstoffverbindungen Nitrat und Ammonium auf die Artenzusammensetzung des Phytoplanktons des Großen Binnensees“
Katja Sterflinger, Thema „Geomicrobiological investigations on the alternation of marble monuments by dematiaceous fungi (Sanctuary of Delos, Cyclades, Greece)“
Anette Bornhorst, Thema „Glykoproteine der Karpfenretina: Charakterisierung, Lokalisierung, Vergleich mit der Schildkrötenretina und mögliche Beteiligung an der synaptischen Plastizität“
Cornelia Gehrman-Janssen, Thema „On the biopitting corrosion by epilithic and endolithic lichens on carbonate rocks - Biophysical and biochemical weathering aspects“
Ingrid Altenholz, Thema "Die extrazelluläre Nuklease von Serratia marcescens SM6: Untersuchungen zur Aktivität in vitro und unter naturnahen Bedingungen und Verwendung in einem neu entwickelten bakteriellen Suizidsystem"
Karl Luber, Thema "Untersuchungen zur Chemischen Ökologie der Wüstenheuschrecke Schistocerca gregaria (Forsk.)"
Ewald Müller, Thema "Einfluß der Nitratreduktion auf die physiologische Adaption von Carex sylvatica Huds. und Carex pseudocyperus L. an anaerobe Substratbedingungen"
Achim Bandmann, Thema "Untersuchungen zum Nährstoffhaushalt landwirtschaftlich genutzter Einzugsgebiete von Ursprungsgewässern der Hunte"
Hans-Gerd Meurs-Scher, Thema "Muster und Prozesse in der Besiedlung des Tidebereichs der Hunte und Weser durch Gammariden (Crustacea: Amphipoda)"
Walter Schultz, Thema „Verteilungsmuster der Spinnenfauna (Arthropoda, Arachnida, Araneida) am Beispiel der Insel Norderney und weiterer friesischer Inseln“
Beate Buschmann-Gebhardt, Thema „Dien Proteinkinase C: Lokalisation, Translokation und Aktivitätsnachweis in der Karpfenretina“

Fachbereich 8

- Peter Heering*, Thema „Das Grundgesetz der Elektrostatik. Experimentelle Replikation, wissenschaftshistorische Analyse und didaktische Konsequenzen“
Peter Daniel, Thema „Berechnung und kategoriale Beurteilung der Rauhigkeit und Unangenehmheit von synthetischen und technischen Schallen“
Stephan Determann, Thema „Analyse biologischer und biochemischer Prozesse im Meer mit Fluoreszenzspektroskopie“
Peter Borrmann, Thema „Pfadintegrale und Clusters“
Stefan Launer, Thema „Loudness Perception in Listeners with Sensorineural Hearing Impairment“
Guido Nolte, Thema „Sphaleronbarriere in der schwachen Wechselwirkung“
Annelis Haas, Thema „Zur Bestimmung des Speicherbedarfs in solarelektrischen Energieversorgungssystemen aus Charakteristiken der Einstrahlung“
Dietrich Parltz, Thema „Der Einfluß multisensorischer Integration auf auditive Wahrnehmungsleistungen am Beispiel audiovisueller Reizkomplexe“

Fachbereich 9

- Andrea Pellmann*, Thema „Oxidations- und Cycloadditionsreaktionen eines unsymmetrisch substituierten Disilens“
Christa Behrends, Thema „Entwicklung und Erprobung schwermetallbindender Substanzen auf Chitosanbasis mit besonderer Affinität zu Nickel, Cadmium und Zink“
Antje Jacob, Thema „Thermodynamische Grundlagen der Kristallisation und ihre Anwendung in der Modellentwicklung“
Holger Kelm, Thema „Alkylierungen, Desoxygenierungen Didesoxyeliminierungen an Seduheptulosen (2,7-Anhydro-?D-altro-heptulopyranose) im Hinblick auf die Entwicklung neuer Zugänge zu enantiomerenreinen Semiochemikalien“
Manfred Dromowicz, Thema „Oxidation von 2,6-Anhydrodesoxyinitroalditolen mit Wasserstoffperoxid zu 2,6-Anhydroaldonsäuren und deren Überführung in Ester und Amide“
Dieter Harms, Thema „Experimentelle Untersuchung und Beschreibung wäßriger Polymer/Elektrolyt-Zweiphasensysteme mit der Gruppenbeitragsmethode UNIFAC“
Josephin Schleafke, Thema „Synthesen und Reaktionsverhalten sterisch überladener Zinn(4)- und Zinn(2)-Verbindungen“
Torsten Braams, Thema „Nitroaldite und Nitroenaldite: neue geschützte Derivate“
Thorsten Kern, Thema „Die Reaktion ausgewählter Mono- und Disaccharide mit Cyanat Thiocyanat und Cyanamid“
Harald Kopatz, Thema „Neue Verfahren zur Herstellung von Edukten für C-Glykosidsynthesen über 1Azide von 2,5-Anhydroalditolen“
Bernard Westerhoff, Thema „Untersuchungen zur Adsorption ausgewählter Sondenmoleküle an Münzmetallen und Metallen der Platinreihe mit Hilfe der in situ-FTIR-Spektroskopie“
Walter Barklage, Thema „Rhuteniumkomplexe mit schwefelhaltigen Liganden: Untersuchungen zu Synthesen, Struktur und Redoxeigenschaften“
Maria Alvina Krähenbühl, Thema „Entwicklung von Methoden zur Korrelation und Vorausberechnung thermophysikalischer Daten reiner Stoffe“
Gerald Francke, Thema „Zur Diastereoselektivität der radikalischen Wasserstoffübertragung auf acyclische Trifluormethylalkyl-Radikale“
Thomas Mehler, Thema „Darstellung neuer Chiralica aus Aminosäuren sowie deren Anwendung in der stereoselektiven Synthese und homogenen Katalyse“
Uwe Pogodda, Thema „Gas/Festkörper-Reaktionen: Oberflächeneffekte, Analytik und Anwendungen“

- Carsten Müller*, Thema „Isolation und Identifikation eines Sexualpheromons bei Nereis succinea“
Edwin Kroke, Thema „Silylen- und Disilen-Additionen an Alkene und Diene sowie Folgereaktionen der Cycloaddukte“
Edda Dierksen, Thema „Entwicklung und Erprobung eines Chelatharzes zur Schwermetallbindung auf der Basis von Chitosan“

Fachbereich 10

- Henning Reineke*, Thema „Struktur und Verhalten von verteilten endlichen Automaten“
Helge Behrends, Thema „Beschreibung ereignisgesteuerter Aktivitäten in datenbankgeschützten Informationssystemen“
Peter Kelb, Thema „Abstraktionstechniken für automatische Verifikationsmethoden“

Fachbereich 11

- Gunter Nickel*, Thema "Die Schaubühne - Die Weltbühne. Siegfried Jacobsohns Wochenschrift und ihr ästhetisches Programm"
Karin Reinders-Tebben, Thema "Literarische Intimität. Studien zum Verhältnis von Subjektconstitution und Erzählstruktur in autobiographischen Texten"
Margret Jäger, Thema „Ethnisierung von Sexismus im Alltagsdiskurs der Einwanderung. Analyse einer Diskursverschränkung“
Sander Brouwer, Thema „Character in the short Prose of Ivan Sergeevic Turgenev“

Habilitationen

Fachbereich 1

- Dr. Iris Beck*, Thema „Qualifikationsentwicklung und -beurteilung in der Behindertenpädagogik“
Dr. Heike Schnoor, Thema „Dimensionen und Ebenen des Dialogs. Grundlagen und Anwendung auf zentrale Fragen der Geistigbehindertenpädagogik“
Irmhild Wragge-Lange, Thema „Kritische Medienerziehung als Teilaspekt der Schulpädagogik“

Fachbereich 5

- Dr. Volker Zschorlich*, Thema „Systemanalyse menschlicher Bewegung“
Dr. Ulf Böckenholt, Thema „Structural Modeling of Preference and choice“

Fachbereich 9

- Dr. Gerd Liebezeit*, Thema „Kohlenhydrate in marinen Sinkstoffen und Sedimenten - Umsetzung und Biomarkerkriterien“ (Umhabilitation)

Fachbereich 11

- Dr. Thomas Berg*, Thema „Language Processing as a Reason for Linguistic Structure and Change“

Summaries

What One's Bedroom is a Sign of... p. 4

In today's „experience society“ the way one lives at home is a major area for the aesthetic staging of one's own person. The furnishing of the bedroom has long since been included in this process of „impression management.“ Thus even the most intimate area tells tales: „Tell me what your sleeping room is like, and I will tell you who you are.“ But the fashioning of the individual's lifestyle in the bedroom is channeled by what is on offer and its agents - home magazines, furniture stores, advertising, etc. How this conveying of life styles occurs has been investigated in a study financed in part by the German Research Association (DFG). The results reveal what the bedroom is a sign of.

Authors: Thomas Jung, Stefan Müller-Doohm

The Liberal Stance on Drugs: Prohibition vs. Liberalization p. 8

How will Germany deal with drugs in the future? The positions of different lobby groups range from the legalization of hard drugs on the one hand to more drastic means of reducing the consumption of drugs on the other. The author of this article argues for a pragmatic approach without the strictures of rigid ideology, for the goal of any drug policy is prevention, especially among young people.

Author: Rüdiger Meyenberg

On Present-Day Russian Cultural Philosophy p. 12

After seventy years of pseudo-philosophical Marxism-Leninism, Russian philosophy has come back to life again in the open. Traditionally marked by the heritage of Byzantine religion and Greek philosophy (Plato), it was emancipated from religious thinking only at the end of the 19th century and is still interwoven with religion and literature. Nowadays Russian philosophers discuss problems such as history and ethics (Brodsky), non-binary truth value (Levin), the relation of landscape to the manner of thinking (Podoroga), and theory of consciousness (Mamardashwill and Pjatigorsky). Ryklin's terrorologies, Groy's ecophilosophy and Smirnov's psychohistory of culture are all reactions to Postmodernism, especially to Lacan and Derrida.

Author: Rainer Grübel

A School for Children with Mentally Abnormal Development p. 16

Based on unusually complete original source material, the pre-history and founding (in 1886) of the „Hilfschule“ in Cologne is described. This leads into an analysis of the way children were chosen for this special school and some related socio-economic factors (such as parent's occupations, lower-class residential areas).

Author: Ulrich Schröder

Regenerative Raw Materials and Electrochemistry p. 21

In non-aqueous media, electrons can be transferred directly to sugar molecules by means of the negative electrode in electrolysis. This fact is exploited as the initial step in a new pathway towards the generation of modified sugars, e.g. alkyl- and acylglycoside derivatives. The latter form an important class of fine or special chemicals which are usable as raw materials both in medicine and pharmaceuticals, and in petrochemistry and pigment chemistry and the plastics industry.

Author: Carl H. Hamann

A New Chance in Life Through Occupational Rehabilitation? p. 24

Occupational rehabilitation is part of a differentiated social and political system of support for those physically or mentally disabled by accident or illness and those who are threatened by such a condition. In an empirical study carried out in public institutions for occupational rehabilitation, training for a new job has been shown to have remarkably different significance in individual life histories.

Authors: Gerd Vonderach, Vera Herrmann, Eileen Beyer

EINBLICKE NR. 23

11. Jahrgang, April 1996
ISSN 0930/8253

Herausgeber
Der Präsident der
Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Redaktion
Gerhard Harms (verantwortlich),
Gudrun Pabst, Michael Popien, Dr. Andreas Wojak,
Pressestelle der Universität
Ammerländer Heerstraße 114-118,
26111 Oldenburg, Tel.: 0441/798-2417,
Telefax: 0441/798-2435
e-mail: presse@admin.uni-oldenburg.de
http://www.uni-oldenburg.de/presse/einblicke

Layout
Gerhard Harms

Fotos
BFW Bookholzberg (S. 24), BFW Bad Pyrmont (S. 26),
Deutsche Presseagentur (S. 8, 9, 12),
Wilfried Golletz (S. 10, 14, 19),
Hülsta (S. 1), R. Nagel (S. 4),
Interlübke (S. 5),
Immo Räther (S. 7, 21, 23, 26)

Satz
Claudia Bürger

Reprographien
Bernd Kühn (Schwarz-Weiß),
KD-Repro (Farbe)

Druck
Officina-Druck
Posthalterweg 1b, 26129 Oldenburg,
Tel.: 0441/776060, Telefax: 0441/776065

Anzeigen
Diabolo-Verlag Reichert/Schön
Bahnhofstr. 11, 26122 Oldenburg,
Tel.: 0441/25491, Telefax: 0441/2489048

Das Forschungsmagazin EINBLICKE erscheint zweimal im Jahr und informiert eine breitere Öffentlichkeit über Forschung an der Universität Oldenburg. Die AutorInnen nehmen bewußt Vereinfachungen in der Darstellung ihrer Forschungsprojekte in Kauf. Abdruck der Artikel nach Rücksprache mit der Redaktion und unter Nennung der Quelle möglich.

Ökonomie und Ökologie in der Strom-
versorgung - sehen Sie da einen Wider-
spruch? Bei PreussenElektra laufen
Wirtschaftlichkeit und Umweltschutz
Hand in Hand. Wir suchen kontinuierlich

nach noch effizienteren und noch
umweltschonenderen Wegen in der
Stromversorgung. Erfolgversprechende
Techniken werden wir **beherzt** nutzen
und den Strompreis gleichzeitig
so niedrig wie möglich halten.
Das ist Innovation im besten Sinne.

PreussenElektra - Zukunft gestalten

OFFIS

OLDENBURGER FORSCHUNGS- UND ENTWICKLUNGSINSTITUT FÜR INFORMATIK-WERKZEUGE UND -SYSTEME

„OFFIS zeigt einen Weg, wie theoretische Anstrengungen in Forschung und Lehre, die ihren Platz in der Universität haben, und Weiterentwicklung dieser Wissenschaft in die konkrete gesellschaftliche Praxis hinein verbunden werden können.“

Prof. Dr. Michael Daxner,
Präsident der Carl von
Ossietzky Universität



„Eng mit der Universität verbunden, doch rechtlich, organisatorisch und finanziell selbständig – dieses Kooperationsmodell ermöglicht OFFIS die erfolgreiche Entfaltung der spezifischen Vorteile eines "An-Instituts" zum Nutzen beider Seiten.“

Prof. Dr. Hans-Jürgen Appelrath,
Vorstandsvorsitzender OFFIS

Institut OFFIS • Escherweg 2 • 26121 Oldenburg • Telefon 04 41 / 97 22 - 0 • Telefax 04 41 / 97 22 - 1 02

Unilab Labormöbel MSG Lagerschränke

JÜRGENS LABORBAU

- Zukunft Gestalten !

Laboreinrichtungen für
Lehre, Forschung und Industrie

Jürgens Laborbau GmbH

Heerenholz 17	Postfach 45 02 08
28307 Bremen	28296 Bremen
Tel.: 0421 / 43 84 0-0	Fax: 0421 / 43 84 0-33

Unsere neue Innovation

Wir übernehmen Ihre Dateien und drucken davon

Ihr Vorteil: Kostensenkung plus direkten kreativen Einfluß.

Ihre Daten können wir als Druckprodukt oder auf CD-ROM erstellen.

Tel.: 0441/ 77 60 61
 Fax: 0441/ 77 60 61
 Modem: 0441/ 77 60 61
 Officina Druck GmbH
 Posthalterweg 1b
 26129 Oldenburg